Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 41 — Marburg i. H., den 12. Oktober — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Lutherworte — Der archimedische Punkt — Ein Rest hierarchischer Ordnung in der evangelischen Kirche — Zur materialistischen Geschichtsauffassung — Coeducation? — Ein Schlußwort über Krieg und Frieden — Petrus Lotichius Secundus — Die diesjährigen Kunstausstellungen in Berlin und Dresden — Selbstanzeigen: Barth, Die Hauptprobleme des Lebens Jesu; Herrmann, Römischkatholische und evangelische Sittlichkeit — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen: Erste öffentliche Versammlung der Kirchlich theologischen Konferenz für die Provinz Brandenburg; Dreizehnte Hauptversammlung der Diasporakonferenz in Dresden

Lutherworte

So heben sie denn an und sprechen: „Ja, wie können wirs wissen, was Gottes Wort ist und was recht oder falsch ist? Wir müssen es lernen von dem Papst und den Konzilien.“ Wohlan, laß sie beschließen und sagen, was sie wollen; so sage ich: du kannst deine Zuversicht nicht darauf stellen, noch dein Gewissen befrieden, du mußt selber beschließen, es gilt dir deinen Hals, es gilt dir dein Leben! Darum muß dirs Gott ins Herz sagen: Das ist Gottes Wort — sonst ist es ungeschlossen.

Ein Sermon, kürzlich gepredigt von D. Martino Luther. Und dabei den Verstand, wie viel Kraft die heiligen Evangelia über die Concilia haben. 1522. (Kirchenpostille 53.)

* * *

Aber unsre Bischöfe bringen St. Augustinus Spruch her: „Ich gläubte dem Evangelio nicht, wenn mich nicht bewegte der Kirche Ansehn“ [Contra Epistolam Manichaei 5, 6], und meinen, sie haben schon gewonnen. So sage du: Was liegt mir dran, Gott gebe [mag sein] es sagt Augustinus oder Hieronymus, St. Peter oder St. Paul, ja gleich der Erzengel Gabriel vom Himmel — das ist noch viel mehr — — so hilft michs nicht, ich muß Gottes Wort haben, ich will hören, was Gott sagt.

Ebenda.

Der archimedische Punkt

(Vgl. Nr. 39: Bergeversetzender Glaube)

Das Jahrhundert, welches seinem Ende zueilt, ist zur Verwunderung der meisten Zeitgenossen in immer steigendem Maß ein Jahrhundert der Mission geworden. Die fernen Weltteile haben sich dem Weltverkehr erschlossen; die europäischen Völker beginnen die Länder unter sich zu teilen, und allenthalben sieht sich die christliche Kirche in die Notwendigkeit versetzt, mit den Religionen der Völker in Beziehungen zu treten, die auf deren Ueberwindung abzielen. Wohlan, was haben wir diesen Chinesen, Japanern und Negern zu bringen? Etwa ein Zwangskirchentum wie dasjenige, mit welchem die Portugiesen in Indien das Christentum verhaßt gemacht haben? Das wird kein evangelischer Christ begehren. Oder die Rechtgläubigkeit des vierten oder sechzehnten Jahrhunderts? Das wird nicht gelingen; das Gewand, das für Griechen oder Deutsche angefertigt ist, wird für den Chinesen nicht taugen. Die lebhafteste Betonung der Gottheit Christi wird, sofern dieselbe eine bloße Lehrformel bleibt, auf die Heiden wenig Eindruck machen, da sie längst gewohnt sind, göttliche Attribute und Wundergeschichten auf die Gegenstände ihrer Verehrung zu häufen; oft wird es auf eine bloße Namenvertauschung hinauslaufen. Aber zeigen wir ihnen die Gottheit als wirkende Macht im menschlichen Leben Jesu: das ist eine Thatsache, an die kein Göttermythus der Heiden hinanreicht. Zeigen wir ihnen den gekreuzigten Menschensohn und lassen wir sein Bild auf sie wirken; dann wird es den Widerstand überwältigen durch seine innere Macht, und das kommende Jahrhundert wird große Dinge erleben; denn es giebt kein Herz und Gewissen, das nicht von Gott darauf angelegt ist, in Jesus von Nazareth seinen Meister zu finden.

Ebenso wichtig und schwer ist aber die Aufgabe der christlichen Kirche an den Entfremdeten in der Heimat. Eine Flutwelle materialistischen Unglaubens hat in unserm Jahrhundert weite Gebiete der bestehenden Kirche überschwemmt, und während sie bei den Gebildeten schon wieder im Weichen begriffen ist, bedeckt sie noch verwüstend das geistige Leben der Arbeiterkreise unsers Volkes, welchen das Christentum als das Haupthindernis ihrer materiellen Hebung hingestellt wird. Die Christen müssen den Kampf gegen dieses neue Heidentum aufnehmen, wenn noch irgend Etwas vom Geiste Christi, des Freundes der Armen, in ihnen lebt. Aber wie sollen wir kämpfen, überzeugen und gewinnen, wenn doch auf der gegnerischen Seite selbst die Grundlage jeder religiösen Erörterung, der Glaube an Gott, Sittengesetz, Ewigkeit zum Spott geworden ist? Nun es giebt Etwas, worüber auch der eifrigste Sozialist nicht Lust hat zu spotten; das ist die Person Jesu, seine Gesinnung gegen die Menschen, die Reinheit seiner Absichten, die Vorbildlichkeit seines Wandels, die Erhabenheit seines Todes. Hier ist der archimedische Punkt, den keine Macht der Erde uns entreißen kann. Geben wir uns Mühe, anstatt mit kirchlichem Hochgefühl auf die Armen unsrer Tage hinunter zu predigen, ihnen Jesus in seiner menschlichen Niedrigkeit vor Augen zu malen und uns mit ihnen von der Liebe Christi zum Glauben an Gottes Liebe zu erheben; das ist der alte, gute Weg, der nie am Ziel vorbei führen wird. Nicht aus Lehrsätzen fließt der Geist Gottes, der zu solcher suchenden Hirtenarbeit die Kraft giebt, wohl aber aus der Liebesfülle Jesu, des Menschgewordnen und Auferstandnen.

Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit.

Die Hauptprobleme des Lebens Jesu. Von Fritz Barth. S. 277 f. Vgl. unten Spalte 950

Ein Rest hierarchischer Ordnung in der evangelischen Kirche

Vor langen Jahren richtete ein bedeutender, sehr ernster Staatsmann an einen Kreis von Theologen die Frage: „Warum gelingt es der evangelischen Kirche nicht mehr, umfassende Eroberungen zu machen?“ Man war um die Antwort verlegen. Jetzt würde man sich nicht scheuen, sie so zu formuliren: „Weil die katholische Kirche reformirt, die evangelische katholisirt ward.“ Die Reform der katholischen Kirche fängt an, sich als unzureichend zu erweisen. Das beklagenswerte Los der von ihr be-

herrschten Völker und ihre beginnende Unzufriedenheit beweist das. Daß die „Katholisirung" der evangelischen Kirche — wir wollen diesen Ausdruck einmal uns gefallen lassen — sich nicht bewährt hat, ist durch den auch unter den Evangelischen um sich greifenden Atheismus bewiesen. Die äußere Erscheinung hat für Alle, die von ihr nicht absehen können, entscheidende Bedeutung. Die evangelische Kirche sollte schon deshalb alle die Einrichtungen beseitigen, die für die äußere Erscheinung der katholischen charakteristisch sind. Unter ihnen steht die Hierarchie obenan. Beseitigen wir bei uns, was an sie erinnern kann, so wird es doch wenigstens einigen innern Gewinn bringen. Etwas Wahres ist auf jeden Fall an dem Worte Logaus: „Wie sichs ändert außen, ändert sichs auch innen." Es wird wohl gut sein, einmal auf die Einrichtungen in unsrer Kirche die Aufmersamkeit zu richten, die als hierarchische Reste erscheinen.

1. Seelsorge und Kirchenregiment

Was ist Hierarchie? Die Verschmelzung des Amtes der Seelsorge mit dem des Kirchenregiments. Jene erstarrt dadurch und nimmt die Gestalt äußerer Gesetzlichkeit an. Dieses wird Tyrannei, die auch das beherrscht, was nur dann gedeihen kann, wenn ihm freie Bewegung vergönnt ist. In der römischen Kirche ist der Bischof der Herrscher über die Seelen in seiner Diözese. Die Geistlichen sind seine willenlosen Werkzeuge. Ueber ihm steht der Papst. Die hierarchische Staffel steigt von dem Hirten zum Oberhirten, von diesem zuletzt zum obersten empor. Wirklich beseitigt kann die Hierarchie nur dann werden, wenn Hirtenamt und Aufsichtsamt absolut geschieden werden. Es ist daher in der evangelischen Kirche ein Mißbrauch, der verderblich wirken muß, wenn ein Pfarrer im Nebenamt am Kirchenregimente teilnimmt. In wie ehrenwerter Weise Manche, die mit diesem Doppelamt belastet sind, das getragen, ja zur Förderung manches Guten angewendet haben, das soll ausdrücklich anerkannt werden. Das Doppelamt selbst ist vom Uebel.

Unsre Landeskirchen sind zum Staat in das rechte Verhältnis getreten. Sie sind mit dem Staat verknüpft und doch selbständig. Die Konsistorialbehörden, wenn auch von der Staatsregierung bestellt, haben doch nach dem Gesetz und nach ihrem Gewissen in erster Linie das Wohl der Kirche wahrzunehmen. Sie haben darüber zu wachen, daß in der Kirche Jedermann seine Pflicht erfülle, daß also die Kirche ihre hohe Aufgabe löse, die Menschen zu Kindern Gottes zu erziehen. In jedem Lande oder jeder Provinz führt das Landes- oder Provinzialkonsistorium die Aufsicht; die preußische Landeskirche hat außerdem ihren Oberkirchenrat. All diese Organe des Kirchenregiments sind kollegial verfaßt. Ich meine nun, daß jede größere Landes- oder Provinzialkirche außerdem noch Bezirkskonsistorien mit bestimmter Kompetenz haben müßte, wie sie z. B. in der Provinz Hannover bestehn, daß es außer diesen Kollegien keine Organe des Kirchenregiments geben, und daß alle Theologen, die einem Konsistorium angehören, kein Amt in einer Kirchgemeinde bekleiden dürften. Dann stehen die Geistlichen, deren Beruf die Seelsorge ist, alle vollkommen gleich den Aufsichtsbehörden gegenüber. Man mag sie in Gruppen gliedern und sich je nun Einen aus ihrer Mitte wählen lassen, der sie zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit, zur Besprechung wichtiger kirchlicher Fragen vereint, der ihr Berater, ihr Seelsorger ist. Aber dies Amt muß ein reines Pietätsverhältnis begründen. Es darf in keiner Weise ein Amt der Aufsicht oder des Kirchenregiments sein. Man mag die üblichen Titel Superintendent, Dekan, oder wie sie heißen, beibehalten; aber von Hirten und Oberhirten darf nicht die Rede sein. Es muß zu Tage treten, daß es unter denen, die mit der Seelsorge betraut sind, keine Ueber- und Unterordnung giebt, kein andres Verhältnis als das der geordneten Kollegialität: Seelsorge für sich und Kirchenregiment für sich.*) Damit endigt jeder hierarchische Schein, auch jede Hierarchie. Denn ein Amt an der Gemeinde aufzugeben und in das Kirchenregiment einzutreten, das ist für einen Geistlichen das größte Opfer. Wer das gebracht hat, für den bezeichnet die Würde des Konsistorialrats nur noch eine Pflicht, eine große Verantwortung, keine Würde mehr.

*) Es gereicht mir zur Freude, daß auch Herr Pfarrer Teichmann in der Zeitschrift für praktische Theologie, 1898, S. 319 bis 343, sich zu diesem Grundsatz bekannt hat.

2. Theologen im Kirchenregiment

Die Leitung und Beaufsichtigung des kirchlichen Lebens erfordert gegenwärtig nicht bloß kirchliche Erfahrung, die ein Konsistorialrat aus seinem kirchlichen Amte mitbringen muß, sondern auch die reichste wissenschaftliche, philosophische, dogmatische, namentlich geschichtliche Bildung. Wem sie fehlt, der hat kein unbefangnes, selbständiges Urteil über die Erscheinungen des kirchlichen Lebens und über das, was in der Kirche notwendig ist. Wem sie fehlt, der wird am ersten unduldsam. Er urteilt nach einer Formel oder nach einer vorgefaßten Meinung; oder er läßt sich von Zeitströmungen leiten. Was heutzutage die Wissenschaft und ein Pfarramt fordert, das ist so bedeutend, daß kaum der ganz außerordentlich Begabte dazu noch ein kirchenregimentliches Amt übernehmen kann. Schon die Ansprüche solch eines Amtes machen es notwendig, daß sein Träger nicht außerdem noch ein Pfarramt verwaltet.

Wichtiger noch ist ein andrer Umstand. Wer in einem Pfarramt steht, der verallgemeinert leicht, was er in ihm erlebt. Es bilden sich in ihm gewisse Sympathien und Antipathien Personen und Richtungen gegenüber, mit denen sein Pfarramt ihn in Beziehung bringt. Wer regieren soll, der muß frei und unbefangen den Verhältnissen und den Personen gegenüberstehen. Nur so ist ein sachgemäßes Urteil und Verfahren möglich oder doch möglichst leicht.

Kirchenregimentliche Beschlüsse sollten nur kollegial gefaßt werden. In solchen Behörden werden Erfahrungen gesammelt und bewahrt. Das Kirchenregiment gewinnt Ständigkeit. Jedem Beschluß geht ein Meinungsaustausch voraus, der am besten vor Einseitigkeit bewahrt. Wo nur der Superintendent die Mittelinstanz zwischen der Gemeinde und dem Landes- oder Provinzialkonsistorium bildet, da liegt die Gefahr der Einseitigkeit sehr nahe. Mit dem Wechsel der Person wechselt das System. Und die vorgesetzte Konsistorialbehörde kann natürlich nur in sehr dringenden Fällen gegen die untere Instanz, hier also gegen den Superintendenten, entscheiden. Heut sucht z. B. ein Superintendent im Interesse der Seelsorge die Gemeinden zu verkleinern. Morgen bekämpft sein Nachfolger dies Bestreben im wirklichen oder vermeintlichen Interesse des Kirchenbesuchs. Hat der Superintendent ein Pfarramt, so kommt er in Konflikt, wenn die Interessen seiner Gemeinde mit denen einer andern zusammenstoßen. Es gereicht unsern Superintendenten zur Ehre, daß sie meist nicht bloß als die Vorgesetzten, sondern auch als die Berater der Geistlichen sich gefühlt haben. Der Fall Steudel hat aber gelehrt, in welche Konflikte doch diese Doppelaufgabe bringen kann. Gewiß wird es auch hier und da Superintendenten gegeben haben, die eben so sehr oder noch mehr wie mancher Bischof in ihrer ephoralen Würde sich fühlten. Darüber brauche ich nicht zu sprechen. Alles in der Welt kann mißbraucht werden, auch das Doppelamt, von dem hier die Rede ist und von dem jeder besonnene Amtsträger weiß, daß es nur auf einer ganz äußerlichen Personalunion beruht.

Nebenbei sei bemerkt, daß in mancherlei Gestalten, wenigstens für gewisse Angelegenheiten, die Zwischenbehörden in den verschiednen Landeskirchen durch das Zusammenwirken kommunaler oder staatlicher Beamten oder Behörden mit den Superintendenten gebildet werden. Daß das Hineinwirken außerkirchlicher Organe in die Kirche verkehrt ist und die notwendige Selbständigkeit der Kirche stört, ja die Entscheidung über die betreffenden Angelegenheiten einfach dem Zufall preisgiebt — darüber ist heutzutage kein Wort zu verlieren.

3. Die Geistlichen der Gemeinden

Was ist für uns das Notwendigste, wenn unsre Kirche neubelebt werden soll? Auf diese Frage hat man die Antwort gegeben: „Bettelmönche." Im idealen Sinne aufgefaßt ist diese Antwort ganz richtig. Die Geistlichen müssen so gestellt werden, daß es für sie äußerlich Nichts zu erstreben giebt, kein Emporsteigen im Rang oder Einkommen. Ihr sich immer und überall

gleichbleibendes Amt, das der Seelsorge, schließt das vollkommen aus. Dies muß klar zu Tage treten. Dadurch wird ihr Amt an Ansehen und Bedeutung gewinnen. Einige von ihnen werden Konsistorialräte werden müssen. Aber um ein solches Amt kann sich Niemand bewerben. Und weil die Annahme dieses Amtes das schwerste Opfer fordert, so kann es hierarchische Gelüste nicht wecken. Jeder Geistliche ist der Seelsorger seiner Gemeinde oder seines Bezirks. Pflicht der Kirche ist es, dafür zu sorgen, daß die genügende Anzahl von Geistlichen vorhanden und daß die Besoldung prinzipiell für alle gleich ist, höchstens verschieden nach Altersstufen oder nach örtlichen Verhältnissen. Um des höhern Gehaltes willen, oder um in die ephorale Würde einzutreten, darf kein Geistlicher die eine Gemeinde oder die eine Stelle mit der andern zu vertauschen haben. Gewinn und Rang darf die Kollegialität nicht stören. Wo mehrere Geistliche in derselben Gemeinde sind, da hat der die Leitung der äußern Geschäfte und des Kirchenvorstandes zu übernehmen, der dazu am tüchtigsten ist. Auch das muß ein Opfer, nicht ein hierarchischer Vorzug sein. Und wer dies Nebenamt lange treu verwaltet hat, der muß auch einmal wieder von ihm befreit werden können, damit er ganz wieder der Seelsorge sich widmen oder in der Wissenschaft Verabsäumtes nachholen kann. Unter ihrem, von jedem kirchenregimentlichen Auftrage befreiten, Superintendenten hat jede Konfraternität zunächst selbst dafür zu sorgen, daß Nichts in ihrer Mitte vorkommt, was des Standes Ehre und Ansehen schädigen kann. So ganz auf ihre große Aufgabe hingewiesen, nicht durch Rang und äußere Vorteile getrennt, werden die Geistlichen auch die Verschiedenheit der Richtungen in ihrer Mitte mäßigen, einen Damm gegen jäh wechselnde Strömungen von Unten und von Oben bilden und eine bessere Autorität gewinnen als die römische Hierarchie. Es wird ein großer Gewinn sein, wenn man bei uns nicht mehr auf den Gedanken kommen kann, daß es neben den Hirten noch Oberhirten und den obersten Hirten gebe. Man muß wissen, daß hier auch äußerlich und jedenfalls vorbildlich das Wort erfüllt wird: Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder.

Prinzipiell hat es in der evangelischen Kirche keine Hierarchie gegeben. Wo ein Aufsichtsamt mit einem Amt der Seelsorge verbunden war, da sollte das nur eine Personalunion sein. Aber wer kannte das Prinzip? Und wer bürgte dafür, daß die Personalunion immer Personalunion blieb? Aeußerlich angesehen, glich die Kirche, in der vielfach mit dem Pfarramt ein Aufsichtsamt verbunden war, der hierarchischen wie ein Ei dem andern. Jedenfalls ward die Einheit und die Autorität des Klerus dadurch gebrochen. Von Böswilligen ward er als ein Werkzeug zur Leitung des Volkes im Dienste der Staatsgewalt angesehen. Was dadurch in der Zeit der Reaktion die Kirche gelitten hat, das kennt die jüngere Generation nicht, die ältere kann und darf es nicht vergessen. Wir stehen vor dem Entscheidungskampfe gegen die römische Kirche. Dabei ist es nicht die Hauptsache, aber auch nicht wertlos, schon die äußere Erscheinung unsrer Kirche so zu gestalten, daß ihre innere Natur, ihre Verschiedenheit von der Kirche der Hierarchie klar zu Tage tritt. Auch die Erscheinung unsrer Kirche muß den Grundsatz veranschaulichen: Alle Hierarchie ist vom Uebel; Seelsorge für sich, und Kirchenregiment für sich.

Sulze

Zur materialistischen Geschichtsauffassung

Der Kampf um den historischen Materialismus ist trotz der verschiednen „Vernichtungen," die ihm zu teil geworden sind, noch nicht ausgefochten. Denn einerseits begeht man manchmal bei seiner Kritik den Fehler, ihn von verwandten materialistischen Bestrebungen nicht genau abzugrenzen und Leistungen von ihm zu verlangen, auf die er freiwillig verzichtet hat. Andrerseits hat sich die Arbeit an dieser Methode derart weiter entwickelt, daß manche gewohnte Kritik nur frühere Stadien ihrer Entwicklung trifft, sodaß, wer nicht auf die letzten philosophischen Voraussetzungen zurückgeht, stets gewärtig sein muß, nach einem geschickten Hinweis auf Neuerungen in der Methode selbst seine

Waffen als veraltet und deshalb unbrauchbar aus der Hand legen zu müssen.

Man hat dem historischen Materialismus, oder sagen wir wohl besser, der ökonomischen Geschichtsauffassung den Vorwurf gemacht, daß sie jedes historischen Sinnes bar sei. Dieser Vorwurf ist berechtigt, wenn damit gesagt sein will, daß nicht nur mit der Darstellung einzelner Thatsachen und ihrer Zusammenhänge mehr als wunderlich umgesprungen wird, sondern auch daß die Methode selbst dem komplizirten Aufbau historischer Perioden nicht gerecht wird.

Allein schlechtweg möchten wir jenen Vorwurf nicht gelten lassen. Die ökonomische Geschichtsauffassung hat das unbestrittne Verdienst, den Versuch gemacht zu haben, nicht mit einer Anhäufung von Thatsachen sich zu begnügen, sondern sie in ihrem Zusammenhang zu verstehen, in ihren letzten Gründen zu begreifen. Wenn geschichtlicher Sinn darin besteht, der Wirklichkeit der einzelnen geschichtlichen Thatsachen möglichst nahe zu kommen, dann aber auch das wirkliche Geschehen nicht nur zu konstatiren, sondern zu erfassen, d. h. die Gründe zu analysiren, aus denen sich die Zusammenhänge geschichtlicher Entwicklung begreiflich erklären lassen, so kann dem historischen Materialismus geschichtlicher Sinn nicht abgesprochen werden. Er macht es ja gerade dem Historismus zum Vorwurf, daß dieser sich einfach damit zufrieden gebe, Thatsachen an Thatsachen zu reihen, aber kein Verständnis für die Geschichte und ihre Entwicklung zu erzeugen vermöge. Man kann davor zurückscheuen, in den geschichtlichen Werdegängen Gesetzmäßigkeit aufzufinden: aber so wenig wir einem Hegel oder Comte einen Vorwurf machen, so wenig dürfen wir a priori der ökonomischen Geschichtsauffassung das Recht bestreiten und ihr geschichtlichen Sinn absprechen, wenn sie den Versuch macht, die Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Verlaufs einheitlich zu deuten. Drängt doch eben die Unsumme des aufgeschichteten Materials zu der Frage: Wie lerne ich das nun verstehen, ordnen, von einem Gesichtspunkte aus begreifen? Der geschichtsphilosophische Zug des historischen Materialismus befriedigt ein weitverbreitetes geistiges Bedürfnis, das nach der Zersplitterung der historischen Studien auf eine große einheitliche Geschichtsauffassung wartet.

Die Pflege des historischen Sinns hat zwei große Gefahren: einmal erzeugt sie gegenüber der einzelnen geschichtlichen Erscheinung einen unberechtigten Grad von Pietät, und löst weiterhin eben durch die Gleichmäßigkeit der historischen Betrachtungsweise den Sinn für Werte in der Geschichte auf. Beides hängt enge zusammen. Damit, daß für jede einzelne geschichtliche Thatsache derselbe Aufwand historischer Forschung verlangt und mit Recht verlangt wird, um eben der Wirklichkeit in jeder Beziehung nahe zu kommen, verliert sich der Sinn für das eigentlich Große, Wertvolle, Bleibende; das Wertverhältnis der einzelnen geschichtlichen Erscheinungen wird unsicher. Es scheint sich Alles im hellen Strom der Geschichte aufzulösen, und seltsamerweise wird nun in dieser Einen Geschichte jede Kleinigkeit mit demselben Grade von Pietät behandelt wie die großen, ausschlaggebenden Bewegungen. Nun ist Etwas dadurch noch nicht wertvoll, daß es geschichtlich ist. Damit, daß das jeweilige Recht der einzelnen geschichtlichen Erscheinung analysirt und dem Verständnis nahe gebracht wird, kommt der Historiker leicht in die Gefahr des Traditionalismus: Alles zu billigen, weil Alles verstanden worden ist. Alles verstehen, heißt Alles verzeihen! Hier besitzt der historische Materialismus ein heilsames Korrektiv. Wir meinen weniger die Thatsache, daß er das Hauptgewicht auf die wertvollen Kräfte geschichtlicher Entwicklung überhaupt verlegt — mag er auch in deren Wahl einen Fehler begangen haben —, sondern wir erinnern an das revolutionäre Element, das er in sich birgt. Dieses wirkt notwendig gegen die — sit venia verbo — kritiklose historische Pietät gegenüber dem einzelnen geschichtlichen Thatbestand. Daß die ökonomische Geschichtsauffassung hier den Spuren Hegels gefolgt ist, hat ihr die Frische gewahrt. Sie weiß, daß auch das Beste zu seiner Zeit untergehen muß, um dem Lebensfähigen Platz zu machen.

Endlich bleibt dieser Methode der Geschichtsauffassung das Verdienst, in der Wirtschaft eines Volks einen Faktor aufge-

wiesen zu haben, der bisher von historischer Forschung vernachlässigt wurde, und der doch zu wichtig ist, als daß er nur zu emblematischer Verzierung für geschichtliche Untersuchungen dienen müßte.

Damit wollen wir prinzipielle Fehler und einzelne große Lücken dieser Methode keineswegs entschuldigen. Es handelte sich hier nur darum, auch die andre Seite hervorzukehren. Das tief eindringende Buch von Stammler in Halle: Wirtschaft und Recht, das leider viel zu wenig bekannt ist, dürfte jedem geschichtsphilosophisch Interessirten Weg und Richtung weisen. Heute soll nur auf zwei Bücher noch hingewiesen sein, die eben beweisen, daß die Fragen, die Marx aufgerollt hat, immer noch gründlicher Auseinandersetzung bedürfen.

Barth in Leipzig hat zum erstenmal energisch für Marx seine Stelle in der Entwicklung der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts gewahrt. Er hat jetzt auch ein größeres Werk geschrieben: Die Philosophie der Geschichte als Soziologie. Darin giebt er zunächst ein umfangreiches Material zur Kenntnis dieser Wissenschaft, die immer noch um ihre Existenzberechtigung ringt. Als solche Materialiensammlung hat das Buch immer seinen Wert. Außerordentlich umfangreich ist das neuste Werk des Prager Professors Mazaryk. Er führt in die „philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus" ein und behandelt besonders die philosophischen Beziehungen von Marx unter Benutzung der gesamten bisherigen Litteratur. Soll doch die wissenschaftliche Situation des Marxismus im Ganzen dargestellt werden.

Beide Bücher, denen sich eine Reihe Auseinandersetzungen in verschiednen Zeitschriften anschließen lassen würden, zeigen klar, wie befruchtend und anregend der Kampf um den historischen Materialismus gewirkt hat.*) G Traub

Coeducation?

Als der Herausgeber der Christlichen Welt mich ersuchte, ihm über einige Schul- und Erziehungsfragen der Gegenwart kurze Aufsätze zu liefern, und zwar zuerst über Coeducation, d. i. gemeinsame Erziehung der Geschlechter — da fragte er zugleich, ob es denn keinen deutschen Ausdruck für jenen amerikanischen gebe. Es ist ein Glück, daß es keinen giebt. Schade freilich für die dem heutigen Deutschen anerzogne Fertigkeit, mit einem hübschen Namen ohne Anschauung nnd Umschau die wichtigste Sache abzuthun. Den Lesern dieser Blätter aber wird es, denk ich, nur lieb sein, daß ihnen keine fertiggestellte Nomenklatur entgegengebracht wird. Aus zwei Gründen.

Viele von ihnen würden dadurch veranlaßt werden, die Sache selber den technisch Sachverständigen zu überlassen. Aber technische Besonderheiten wollen wir nach Möglichkeit vermeiden, und gerade Laien wünschen wir zu Lesern. Doch daß sie nicht bloß lesen, sondern mitdenken; denn sie denken als Laien natürlich, oder (mit Rückerts Ausdruck)

unverziert,
unverfälscht, unverschraubt, unverphilosophirt.

Außerdem ist alle Wahrheit einfach, und auch die Kardinalfragen der Pädagogik sind so simpel. Oder hätte der Himmel wohl die Aufziehung des heranwachsenden Geschlechts von Natur her den Eltern übergeben, wenn zur Erreichung seiner besten Zwecke die technische Kenntnis von dem ganzen Apparate des preußisch-deutschen Schulwesens erforderlich wäre?

Zweitens aber mögen die freundlichen Leser sofort daran merken, daß weder in diesem Artikel noch in den folgenden Propaganda für Modesachen gemacht werden soll oder für solche, die es werden möchten. Nicht um Modesachen mit zugkräftigem Titel handelt es sich, vielmehr um rein menschliche Fragen, um Fragen der christlichen Welt, die sich sub specie aeternitatis fassen lassen. Umsomehr, als sie die Kinder betreffen. Denn uns wenigstens gilt trotz allem die Kinderwelt noch als ein Stück Himmelsland, als ein Ackerboden, den wir uns nicht wollen verwüsten lassen, wo unter vielen goldnen Früchten auch Früchte der Versöhnung und Vermittlung reifen können für die zerrissene und in sich entfremdete Welt. Was im Anfange unsers Jahrhunderts Fichte gesagt hat, gilt noch heute, wiewohl in anderm Sinne als bei ihm: die Erziehung kann uns retten von den Uebeln, die uns drücken.

Uebrigens sind doch noch einige Namen feil. In Schweden und Finland nennt man Schulen für gemeinsame Erziehung der Geschlechter Samskolor, Einzahl Samskola, ein Ausdruck, dessen Verdeutschung in Reins Encyklopädie mit „Gesamtschule" versucht ist; norwegisch-dänisch giebt es die Fællesskole, d. i. gemeinsame Schule. Mich haben die Freunde in Christiania um die Bezeichnung „Einheitsschule" beneidet; aber gerade dieser Ausdruck führt uns, wie später zu zeigen ist, wiederum weit hinaus über die amerikanische Coeducation und eröffnet den größern Zusammenhang, in den unsre Frage gehört.

Dies Namensverzeichnis wäre zugleich eine kurzgefaßte geographische Uebersicht. Gemeinsame Erziehung, bei uns nur in vermeintlich unvollkommnen Schulverhältnissen geläufig und, wo man sie hat, grundsätzlich nicht gebührend geschätzt, tritt in größerm Umfange zuerst in Amerika auf und ist dort fast zur Alleinherrschaft gekommen. Also etwas Gutes aus dem garstig-familienlosen Lande der Yankees? Schon 1870 bezeichnete Dr. Harris, später Vorsteher des Bureau of Education, ihre wesentlichen Vorzüge für Amerika, indem er kurz und praktisch sagte, sie sei 1. naturgemäß (nach dem Vorbilde der Familie und der Gesellschaft), 2. gewohnheitsmäßig (dem Alltagsleben und den Staatsgesetzen entsprechend), 3. unparteiisch (beiden Geschlechtern die gleiche Bildung gewährend), 4. wirtschaftlich empfehlenswert (sparsamer als das getrennte System), 5. sachentsprechend für Leiter und Lehrer (in pädagogischer Theorie und Stufenfolge, in Unterricht und Zucht), endlich 6. vorteilhaft für die Zöglinge (nach Verstand, Sitten, Benehmen und Entwicklung).

Fast ganz unabhängig davon ist der Verlauf unter den germanischen Völkern der alten Welt. An der Spitze steht die Palmgrensche Schule in Stockholm, die seit 1876, also schon mehr als zwei Jahrzehnte, vorhanden ist; ihr sind viele gefolgt, und daß die schwedische Regierung und der schwedische Reichstag sich noch zurückhält, hat keineswegs prinzipielle, sondern pekuniäre Gründe eigner Art. Palmgren führt seine Samskolaidee auf sein Elternhaus zurück, „ein Pastorenhaus im südlichen Schweden, wo der Reichtum an Kindern größer war als an Geld," und hat auch von dort seinen Sinn für Handfertigkeit mitgebracht, die neben der Wahlfreiheit vieler Lehrgegenstände zu den besondern Merkmalen seiner Schule gehört. Die schlimmste Gegnerschaft leitet er aus mangelhafter Sachkenntnis her und wird seinerseits nicht müde, zu betonen, wie die Samskola die Sittlichkeit fördere und der Gesundheit nicht schade, wie sie den Wirklichkeitssinn der Zöglinge weite und den Lehrer über die ärmliche Stundengeberei emporhebe, kurz wie sie das Abbild einer gesunden Familie sei.

Durch die Palmgrenska samskola angeregt, entstand 1883 die finnische, bei deren Gründung auch ein Professor der klassischen Philologie thätig war. Es giebt in Finland jetzt etwa ein Dutzend acht- oder neunklassige samskolor, die zur Universität vorbereiten, und eine Menge mit kürzerem Kursus. Neuerdings hat Fräulein Lucina Hagman, die seit 1886 eine höhere Samskola in Helsingfors leitet, unter dem Titel Kokemukseni yhteiskas vatuks esta ihre Erfahrungen veröffentlicht:

> In und außer der Schule [nämlich in Schülervereinen u. drgl.] lernt ein Geschlecht von dem andern. Die Mädchen von den Knaben: die Kenntnisse mit Kritik aufnehmen, sie selbständiger anwenden, ihrem Interesse eine bestimmte Richtung geben. Die Knaben von den Mädchen: größere Bedachtsamkeit, ruhigere Selbstkritik und mehr Verständnis für moralische Gesichtspunkte. So wird der Unterricht mannigfaltiger, abwechselungsreicher, das Ganze bekommt mehr Farbe und Leben, und das Resultat ist größere Harmonie und im spätern Leben ein verständnisvolleres Zusammenarbeiten. So ist denn auch der sittliche Einfluß der Einheitschule vortrefflich. Die von den Gegnern prophezeiten Gefahren sind erfahrungsmäßig nicht zu Tage getreten. In keiner Hinsicht steht das sittliche Verhalten in der Schule dem in den getrennten Schulen nach, in vielen Hinsichten ist es besser. Der Umgang der Geschlechter ist natürlicher. . . . Für Liebeleien ist die Ein-

*) Vgl. die ergänzenden Ausführungen vom selben Verfasser in Nr. 38 der Hilfe und in Heft 5 der Zeitschrift für Theologie und Kirche. D. H.

heitsschule durchaus nicht der Ort. Von dem Objekt alltäglicher Erfahrung, das man nicht bloß in Spiel und Scherz, sondern unter ernster Arbeit kennen lernt, träumt und phantasirt man weniger als von einem Wesen, mit dem man auf der Straße oder in Gesellschaft flüchtig zusammentrifft. . . . Wer es gesehen hat, kann sich nur freuen über das Interesse an gemeinsamer Arbeit und den guten Ton.

Es folgt 1886 die Einführung der Fællesskole in Norwegen. Durch das auch in andern Hinsichten sehr wichtige norwegische Schulgesetz von 1896 ist sie dort offiziell geworden; von Staatsunterstützung für getrennte Schulen kann nicht mehr die Rede sein. Um auch aus diesem Lande ein Zeugnis beizubringen, so erklärt Frau Ragna Nielsen in Christiania, deren Fälleskole von mehr als fünfhundert Kindern meist bevorzugten Standes besucht wird:

Gemeinsame Erziehung schafft keine Schwierigkeiten, auch keine draw-backs, sondern nur absolute Güter.

Im Nachbarlande Dänemark ist für die Mehrzahl der Realschulen (1898 waren es 55 von 85) der gemeinsame Unterricht eingeführt.

Auch von anderwärts hören wir Zustimmung. Aus Pestalozzis Heimat Zürich berichtet ein Mann, der seit fünfzehn Jahren in der Schulbehörde sitzt:

Die Kinder [in den Züricher Schulen] repräsentiren in jeder Klasse die verschiedensten Stände, man darf beifügen: angesichts unsrer wachsenden Internationalität auch die verschiedensten Völker. Kein Lehrer würde Geschlechtertrennung zurückwünschen; keine Eltern beschweren sich über das gemeinschaftliche Lernen; keine Inkonvenienzen sind zu Tage getreten. Wohl aber trifft Alles zu, was die Freunde der Mischung an ihr loben.

In England ferner hat Stead, der bekannte Redakteur der Review of Reviews, Anfang 1898 seine Landsleute dringend zur Einführung der Coeducation aufgefordert, indem er den alltäglichen Widerspruch dagegen als „das große Hindernis der besten Jugenderziehung“ bezeichnet und hier (wir wollen es nicht verschweigen) das erwünschte Heilmittel für den bedrohten Handel Englands sucht; die Ueberschrift des betreffenden Artikels lautet in Uebersetzung: „Gieb uns unser täglich Brot heute.“ Selbst in Frankreich rührt man sich; die Beweisführung des Bischofs von Troyes aus dem fünfzehnten Jahrhundert, daß Jesus nur einmal dem Petrus befohlen hätte, die Lämmer zu hüten, mehrmals aber, seine Hammel zu weiden, daß also ein gottgewollter Unterschied zwischen Knaben- und Mädchenerziehung zu Recht bestehe — diese Beweisführung beginnt man selbst im romanischen Frankreich anzuzweifeln.

Daß man in Deutschland dem Gedanken gemeinsamer Erziehung so wenig sein Ohr leiht, ist auffallend genug. Immerhin mag das dienlich sein, um die Auffassung des Problems zu vertiefen, die Herausbildung einer deutschen „Einheitsschule“ über die Nachahmung der äußern Form zu erheben und die ganze Frage in Beziehung zu den vielen andern Reformfragen unsers Bildungswesens zu setzen. Sie hängen in der That innerlich zusammen. Aber die Oberflächlichkeit der absprechenden Urteile wird damit nicht entschuldigt. — —

Die im Jahre 1888 als Heft 45 der Deutschen Zeit- und Streitfragen erschienene, noch immer empfehlenswerte Broschüre des Kaufmanns Brons in Emden ist fast unbeachtet geblieben und selbst einem vielbewanderten Mädchenschulpädagogen entgangen, der noch 1895 in der Deutschen Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen schrieb, kaum je sei seines Wissens in der Alten Welt ernsthaft der Grundsatz vertreten worden, daß der Unterricht beider Geschlechter ein völlig gleicher und ein gemeinsamer sein müsse, und daß dieser Zustand anzustreben sei. (Anders schon derselbe Verfasser in Wychgrams Handbuch 1897.) Als Freunde der Sache haben sich seitdem bekannt: 1894 Albrecht Goerth in seinem Buche über Erziehung und Ausbildung der Mädchen, 1896 Schmidtkonz in einem kürzern Artikel der Kritik, 1897 Brahn mit einer ganz beiläufigen Wendung in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege, daß nämlich „die Teilung nach Geschlechtern heute kaum mehr Verteidiger finde, weder auf pädagogischer noch auf medizinischer oder physiologischer Seite.“

Im letztgenannten Jahre — seltsames Zusammentreffen! — erschien das Buch von Petersilie über „das öffentliche Unterrichtswesen im Deutschen Reiche und in den übrigen europäischen Kulturländern.“ Hier wird die ganze Sache der Coeducation mit $2^1/_2$, richtiger einer Seite abgethan und als „Oberflächlichkeit“ und „größte Narrheit“ titulirt, nachdem Männer wie Pestalozzi, Harnisch, Dinter, Zerrenner und Palmer als deren Freunde genannt sind. Man höre den erstaunlichen Gegenbeweis des Verfassers, den man etwa so zusammenfassen kann: die Thatsachen, daß auf neun sittenreine junge Leute katholischer Konfession ein Protestant komme, und daß die römische Kirche siegreich vordringe, seien die Folgen nicht etwa von „den Wundern der heiligen Pancratia“ und „ganz gewiß nicht von den Lehren und Dogmen der katholischen Kirche,“ sondern „wohl allein“ von der „besondern Einrichtung der katholischen Volksschulen, die beide Geschlechter strenge sondern!“

Diese Stimme, wiewohl aus einem preußischen Ministerium, wird schwerlich Jemanden überzeugen; und käme es auf Beibringung maßgebender Namen an, so könnte ich gegen Petersilie manche staatlich anerkannte Autorität ins Feld führen, darunter auch wohl eine recht gewichtige und, was dabei am meisten wiegt, von gegenteiliger Ansicht bekehrte, die mir einsamem Privatschulmeister zuruft, es müßten gute, nicht durch Erwerbsrücksichten bestimmte Privatschulen mit der gemeinsamen Erziehung vorangehen.

Solche anerkennende und freundlich ermutigende Aeußerungen klingen ein wenig anders als die höhnische Bemerkung eines natürlich anonymen „höhern Lehrers,“ der das Publikum einer vielgelesenen Tageszeitung glauben machen wollte, Coeducation sei nichts als „ein künstliches Belebungsmittel für die absterbende Privatschule.“ Gemach! im Verlaufe unsrer weitern Schulbetrachtungen werden wir vielleicht beobachten, wie herzkrank gerade die Staatsschule ist, und daß eine gesunde Privatschule mit natürlich familienhafter Erziehung ihr die zuträglichsten Heilmittel bereiten kann.

Um diese Wendung, die mancher gutgesinnte Deutsche von heutzutage ganz horrend und unglaublich finden wird, wenigstens vorläufig etwas ins Licht zu rücken, kommt mir gerade das Gutachten des preußischen Kultusministeriums von 1899 recht gelegen, dessen Spitze sich gegen das Mädchengymnasium richtet. Es gehört in unsern Zusammenhang, fällt aber nur scheinbar für den Gegner ins Gewicht. Den Anhänger der Coeducation, der den Lehrgang und die Zustände des heutigen Knabengymnasiums bedenklich findet, kann es im Eifer für die Samskolaidee nur bestärken. Ueberaus interessant ist es und so betrübend wie erfreulich, daß jenes Gutachten die Entwicklung der „Anstalten für die männliche Jugend“ als eine abschreckende Fährte bezeichnet (Vestigia terrent! und nachher: Noli tangere circulos meos!), daß es betont, wie nur die Schule, die sich von „Nebenrücksichten“ frei hält, also nicht die „höhern Lehranstalten für die männliche Jugend,“ die von Gott dem Kinde verliehenen Gaben voll entwickeln kann. Es klingt durch, daß die Mängel der höhern Knabenschulen von nachdenkenden Männern mit Recht „beklagt“ werden. Sie sind ein bedauerliches „Schicksal,“ ein „Hindernis“ für das Verständnis des „praktischen Lebens,“ für eine „harmonische Bildung“, für „die Lust am Lernen“ und für „die Beschäftigung mit idealen Dingen“, eine „Schädigung,“ die zur „Einseitigkeit“ führt und die „Freude am Schulunterricht untergräbt,“ kurz — ein „Notstand.“ Da haben wir eine Kollektion allerherbster Ausdrücke von maßgebender Stelle. Sind sie berechtigt — wir kommen später auf Einzelheiten zurück — und ist demgegenüber die deutsche Mädchenschule wirklich in so bevorzugter, glücklicher Lage, „weder bedroht von den Schreckgespenstern der Examina noch angewiesen auf die papiernen Verheißungen irgendwelcher Berechtigungen“ (letzteres ein Ausspruch von Kreyenberg): was müssen wir dann sehnlicher zur Gesundung unsrer Zustände herbeiwünschen als die Möglichkeit gemeinsamer Erziehung?

Mädchengymnasien mit Sextalatein zu beanspruchen war wirklich ein ganz verfehlter, ausgesprochnermaßen nur von Opportunitätsrücksichten eingegebner Gedanke von Helene Lange und ihrem Kreise. Auch für die Knaben ist, wie das Gutachten andeutet, ein andrer Weg zum Studium, nämlich der durch die „Einheitsschule“ möglich. Ja, gerade das Ueberwiegen der Lateinbildung ist bei uns das wesentlichste Hindernis gemein-

samer Erziehung gewesen. Zur Zeit Luthers und der Humanisten mußte aus diesem Grunde die Mädchenbildung zurückbleiben; und als das Mädchenschulwesen aufblühte im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sowie besonders nach Gründung des Reichs, da hätten die Philologen, die gerade als beati possidentes glänzten, ihren Glauben an die geheimnisvolle Wirkung des Lateinbetriebs nimmer dem Gedanken an gemeinsame Erziehung geopfert, es wucherte vielmehr die stets (z. B. noch im neusten Wychgramschen Handbuch) so dürftig begründete Meinung von der Notwendigkeit getrennter Mädchenschulen, von denen Männer wie Riehl nie Etwas haben wissen wollen. Ist gemeinsame Erziehung bei Ueberwiegen des Lateinbetriebs, richtiger gesagt: bei frühem Beginn desselben ausgeschlossen, so wird sie andrerseits durch die lateinlose Mittelschule ermöglicht; und für die Auslese wirklich befähigter Mädchen, die studiren sollen, wird denn doch vielleicht auch der verständige Verfasser des Gutachtens einen wahlfreien Lateinunterricht von vier Wochenstunden vom dreizehnten Lebensjahre an zubilligen, der sich für tüchtige Knaben unter den gegenwärtigen Zuständen als ausreichend erweist (um von weitergehenden Aenderungen zu schweigen).

Aber wir versinken schon in technische Einzelheiten und verlieren uns in die Frage des Mädchenstudiums, das mit unsern Einheitsschulgedanken nur hintennach zusammenhängt. Was wir brauchen, sind Gattinnen und Mütter; Frauen, die ihren Lebensgefährten verstehen und dem jungen Geschlechte, auch den Knaben, Verständnis entgegenbringen. Was Rousseau forderte, was Pestalozzi schilderte, das gilt noch heute. Aber unsre Ueberkultur schädigt das Weib mit der übertriebnen Sonderung der Geschlechter: es wird minderwertig zur Erhaltung seiner Individualität im Kampfe ums Dasein und ebenso minderwertig zur Erhaltung der Rasse oder zum Kampfe für das Dasein Andrer. Schon in den ersten Kinder- und Schuljahren setzt das ein, indem man das zarte Geschlecht in Kleidung und Benehmen heraushebt. Zierpüppchen haben wir viele — schon dies Wort, halb Unschuld halb Unnatur, ist ganz deutsch! — und wir haben selten einen tom-boy: einen Hansbuben, aber das läßt sich nur englisch sagen! Auch in der weitern Wesensentwicklung sollten die Geschlechter sich ergänzen. Wünscht man für Männer mehr praktischen Sinn und Pflege des Gemüts, so fehlt den Frauen oft die Erziehung zur Folgerichtigkeit des Denkens und die Arbeitsgewöhnung. Man kann darüber zuweilen, auch in Bebels Buch unter der Ueberschrift Ehehindernisse, Beherzigenswertes lesen. Hier sollen zuletzt nur noch zwei Sätze aus der vortrefflichen kleinen Schrift von Else Hasse „Moderne Frauenbildung und ihr sittlicher Gehalt" ihren Platz finden. Sie sagt wohlerwogen und trefflich:

> Das Verlangen nach einer gründlicheren, vertieften Bildung der Frau kann geradezu zur sittlichen Forderung erhoben werden. Es handelt sich nicht darum, der breiten Masse Gelehrsamkeit aufzupfropfen, es soll im Gegenteil allem Lernen eine Beziehung aufs Leben gegeben werden; wir brauchen hochgestimmte Seelen, die demütig und wirkensfroh ihre Stellung und ihren Beruf im Weltgewimmel begreifen und die Fähigkeit zur Selbsterziehung aus der Schule mitbringen. . . .
>
> Wir [Frauen] bedürfen [in unserm Verhältnisse zum Genossen unsers Lebens] verwandter Sittlichkeit und Entwicklungsfähigkeit, gemeinsamer Interessen und Ziele, ja sogar ähnlicher Gewohnheiten und Geschmacksrichtungen, der gleichen sozialen Luft und eines a tempo der Lebensführung.

Ich breche ab. Nicht zufällig ist die Frauenfrage in Deutschland brennend geworden gleichzeitig mit den Fragen der Unterrichtsreform. In diesen Zusammenhang ist die Einheitsschulidee eingerückt. Was ist ihr von unsern Gebildeten, soweit sie bisher an sie herangetreten ist, entgegengebracht?

Neben unchristlicher Exklusivität, sofern die Mischung der Stände in Frage kam, eine über die Maßen bedenkliche Angst vor sittlicher Gefährdung. Nicht ohne Absicht hatte ich den Bürgern der auf andern Gebieten weitblickenden und unternehmungsfrohen Großstadt von den Erfolgen der Samskola in Stockholm berichtet, in einem Orte, dem der Ruf lockern Lebens aufgehängt wird. In dem Lande, das Frauen und Treue neben Wein und Sang besingt, dessen Familienhaftigkeit viele Lobredner gefunden hat, verschlug das bisher Nichts. Es war, als hätte man, vielleicht unbewußt, das Vertrauen auf den Wert

des deutschen Familienlebens und den Glauben an den ernsten Sinn der deutschen Schule verloren. Es wäre schlimm, wenn man damit völlig Recht hätte. Ludwig Bornemann

---

Ein Schlußwort über Krieg und Frieden

Wir gingen über das Schlachtfeld von Gravelotte. Es giebt vielleicht wenig Kampfplätze, wo Einem die Größe des Krieges so anschaulich wird. Die Lebendigkeit und Furchtbarkeit, mit der auf diesem Terrain sich der Ansturm unsrer Truppen auf die Stellungen der Franzosen der Phantasie aufdrängt, versetzte uns fast den Atem. Grüne Grabhügel der Namenlosen, Denkmäler, historische Dörfer und Höfe — man fühlte sich mitten drin im Hin- und Wiederwogen der Schlacht, in dem Leiden, Sterben, Lindern und Begraben nach der Schlacht. Allerhand Gedanken schossen Einem durch Kopf und Herz. Daß ein so gewonnenes Stück Deutschland nicht wieder hergegeben werden könne. Daß die Tapferkeit, mit der auf diesen todsicheren Flächen unsre Krieger voranstürmten, jedes Ruhmes wert sei. Daß sonderlich unsre Offiziere damals mit großartigem Beispiel vorangegangen sein müssen. Daß ohne eine treffsichere, weittragende Artillerie es doch unmöglich gewesen wäre, den Feind von seinen Höhen zu vertreiben, die persönliche Tapferkeit also nicht den Ausschlag gab. Daß es schließlich ein Wunder bleibt, wie am Morgen des 21. der Feind seine Stellung aufgegeben hatte. Daß der Krieg eine große und grausame Sache ist.

Ich kann mir nicht denken, daß an solcher Stätte zwei Deutsche über Krieg und Frieden uneins bleiben könnten. Dennoch streiten heute auch sonst nahe Verbundne darüber wie über eine offne Frage.

Allerlei Verwechselungen und Mißverständnisse tragen daran die Hauptschuld. Man sieht zu kurz und schließt zu kurz.

Zum Teil bleibts freilich eine offne Frage. Sofern es natürlich eine Frage des Ziels ist, das man der Völkerwelt, der Weiterentwicklung unsrer Kultur stecken soll. Was ist da erreichbar? Was ist der Opfer, des persönlichen Sicheinsetzens wert? Und wenn durch Opfer ein immer sich befestigender Friedenszustand herzustellen wäre, welche Opfer darf man bringen, welche nicht?

Hier liegen allein die Fragen, über die verständige Menschen, über die Christen verschiednen Sinnes sein können. Aber darüber darf und kann unter uns keine Meinungsverschiedenheit sein, daß der Friede ein Gut ist, der Krieg immer ein Unglück, und zuweilen ein Verbrechen.

Wenn man darauf hinweist, daß Kriege jeweilen den Völkern Segen gebracht haben: ja was in aller Welt entscheidet denn das? Als ob nicht jederlei Unglück Segen bringen könnte? Als ob das nicht gerade unser Glaube wäre, daß auch Not und erlittenes Unrecht denen zum Besten dienen müssen, die Gott lieben? Wer von uns leugnet denn, daß der Krieg in Gottes Hand Alles sein kann: Gericht, Zuchtrute, Wohltat? Aber dieser religiösen Betrachtung unterliegen alle Uebel, Krankheit, moralische Mißstände, selbst die Herrschaft des Todes unter uns. Aber damit ist über die sittliche Seite, nämlich über das Recht und die Pflicht der Herbeiführung oder Vermeidung von Kriegen rein Nichts gesagt.

In Wilhelm Arnolds Deutscher Urzeit findet sich S. 255 folgendes Urteil:

> Der Krieg ist zu allen Zeiten der sicherste Maßstab für die nationale Kraft. Denn die Kriegsführung eines Volkes wird in erster Linie durch seine Kriegstüchtigkeit bedingt. Diese aber ist nur der äußere Ausdruck seiner moralischen Kraft und Gesundheit. Alle Tugenden und Fehler treten im Krieg in potenzirter Gestalt auf. Taktische Kunst und Disziplin geben erst in zweiter Linie den Ausschlag, und wie sie selbst wieder nur das Produkt nationaler Fähigkeiten und Tugenden sind, so weiß ein kriegstüchtiges Volk sich dieselben im Kampf mit einem geübteren Gegner, soweit es nötig ist, bald zu eigen zu machen. Darum zeigt der Krirg, wieviel ein Volk wert ist.
>
> Aufsteigende Völker können im Kriege nur gewinnen, sinkende nur verlieren. Denn er ist nicht nur der sicherste Maßstab, sondern unter normalen Verhältnissen auch ein Haupthebel der nationalen Kraft. So paradox es klingt und so niederschlagend es für das Gefühl mensch-

licher Würde sein mag, er ist jederzeit, so lange es eine Geschichte giebt, das notwendige Uebel gewesen, das vielleicht am wirksamsten zur Erhaltung und Ausbreitung der Kultur beigetragen hat: Nichts befördert so sehr den Verkehr der Völker unter einander, Nichts stählt und hebt in gleichem Maß die nationale Kraft wie er, aber Nichts verzehrt sie auch rascher wie er, wenn die sittlichen Grundlagen einmal ins Wanken gekommen sind.

Das besagt nur, daß der Lenker der Weltgeschichte zur Sichtung und Erziehung der Völker sich immer wieder des Krieges bedient hat. Es sagt ferner, daß der Krieg eine vornehme Gelegenheit für Völker und Menschen ist, Tüchtigkeit zu beweisen. Das ist in ihrer Art auch die Pest. Deshalb lobt und preist man sie nicht.

Ist der Krieg da, so wird noch immer Vieles von dem gelten, was Luther den Kriegsleuten seiner Tage zurief, damit sie guten Gewissens fechten und sterben möchten. Aber um die Stellung des Einzelnen zum Kriege, des ausgehobnen und eingereihten Soldaten hat es sich bei unsrer durch den Haager Friedenskongreß angeregten Diskussion nicht gehandelt. Hier hat es sich rein darum gehandelt, wo bei einer auf Vermeidung der Kriege und Verminderung ihrer Schrecken gerichteten Aktion unsre Sympathien stehn sollen. Da kann die Anwort m. E. nur sein: auf Seiten dieser Aktion. Selbst wenn sie in ihren Beweggründen undurchsichtig, in ihrem Betriebe schwächlich, in ihrem Erfolge von geringer Aussicht gewesen wäre. Man kann dann all diese Schatten aufdecken und beklagen, aber man soll das Ziel um so lauter anerkennen und preisen.

Es ist wahr, daß im Kriege — wie auch sonst im Unglück — der Mensch sich bewährt. Oder er bewährt sich auch nicht. Von den Untugenden und Jämmerlichkeiten, die auf Kriegspfaden zu Tage kommen, schweigt man nur zu gern. Und die Tugenden, die der Krieger in der Schlacht beweist? Die Tüchtigkeit, von der das Volk als Ganzes im Kriege Probe ablegt? Ja, sind das nicht die Tugenden und die Tüchtigkeit, die zuvor vorhanden sein müssen? Die also im Frieden wachsen? Wehe, wenn im Frieden das Volk sich nicht wacker tummelt, seine körperlichen, geistigen, sozialen und staatlichen Kräfte nicht stählt — im Kriege wachsen ihm keine Arme, die es nicht zuvor schon hatte.

Aber kann nicht Krieg ein Volk bessern? Ja, ein unglücklicher Krieg! Ich sprach neulich mit einem hohen Offizier darüber, der 1870 in jugendlicher Begeisterung sich wacker mitgeschlagen hat. Er war genau dieser Meinung. Hat 1870 unser Volk gebessert? Unsre politische Lage hat es gebessert, im Innern und nach Außen. Aber ein moralisch-religiöser Gewinn sprang nur für die heraus, die dafür bereitet waren: Matth. 13, 12. Unser Volk ist durch jenen siegreichen Krieg wahrlich nicht besser geworden. Die also aus pädagogischen Gründen den Völkern die Kriege erhalten wollen, müssen Gott um verlorne Schlachten und Demütigung bitten. Bei den Völkern, die noch gesund dafür sind, hilfts, die andern gehen darüber zu Grunde.

Der Krieg ist unter keinen Umständen ein Gut. Folglich soll man mit allen Mitteln den Frieden fördern und allerlei Tugenden im Frieden entwickeln. Es giebt da Streit genug und Gelegenheit, tapfern Mut zu beweisen. Es nutzt auch die Unterscheidung gerechter und ungerechter Kriege nichts. Amerika und Spanien, England und Transvaal: was scheint uns klarer, als daß die Berechtigung zum Kriege für Amerika und England auf schwachen Füßen stand und steht. Dennoch mag ich auf Amerikaner und Engländer noch längst keinen Stein werfen, wenn sie anders empfinden.*) Krieg ist immer ein Ausbruch der Leidenschaft, sobald die Völker ins Mitleiden gezogen sind. Da hört das Wägen und Urteilen auf. Und eben darum, weil die Zeit der Fürsten- und Kabinetskriege vorüber, der Anteil, die Mitverantwortung der Völker an Krieg und Frieden ein viel größerer geworden ist, darum muß die gemeinsame Bemühung um den Frieden immer kräftiger und entschlossener werden.

Aller Kriegsenthusiasmus, alle Idealisirung des Krieges ist unmoralisch. Wir haben hierin wie in Vielem ernster empfinden gelernt als frühere Geschlechter. Der Krieg mag kommen, wenn er kommen soll. Er ist unter allen Umständen vom Uebel. Man soll sich auf ihn rüsten, wie auf ein andres Uebel auch, daß man bereit sei zur Abwehr. Man soll die Tugenden pflegen, die der Krieg fordert, die man auch im Frieden brauchen und erzeugen kann. Mäßigkeit, Nüchternheit, Abhärtung, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und Treue bis ins Kleine, allerlei Waffenübung (wir sind wahrlich nicht gegen die allgemeine Wehrpflicht, auch nicht der Theologen — vgl. Jahrgang 1889, Nr. 51 u. ö.) Kameradschaft, Liebe zu Fürst und Volk und Vaterland, das sind Eigenschaften, die wir nicht genug entwickeln können. Geschieht das in der rechten Weise, so hat das ganze Volk für Krieg und Frieden den Gewinn davon. Aber regt sichs ernstlich in den zivilisirten Staaten, den Kriegen zu wehren, so ist die Stelle des Idealismus, des Christentums inmitten oder an der Seite dieser Bestrebungen. Es gilt einfach einen Kulturfortschritt. Wer dahinten bleiben will, der bleibe! Haben sies im Haag schlecht gemacht, so werdens künftige Kongresse besser machen. Die Kriege werden immer schwerer, verantwortlicher, furchtbarer — und unpersönlicher: um so notwendiger ists, daß wir uns auf den Frieden einrichten. Si vis pacem para bellum hieß es früher: Willst du Frieden, dann rüste zum Krieg. Heute muß es heißen: Si vis pacem para pacem, d. i. Du willst den Frieden, so sieh zu, was zu einem rechten, festen, gedeihlichen Friedenszustand notthut. Verzichte auf die Bequemlichkeit des Kriegsventils, mach die Zuchtrute des Kriegs überflüssig, sieh wie die Aufgaben des Friedens heute alle menschlichen Tugenden, alles Interesse der Menschheit ganz in Anspruch nehmen! Arbeite mit an einem Völkerrecht, das andre Weisen der Auseinandersetzung findet, an einer Moral, die andre Weisen fordert!

R

*) Der Krieg gegen Transvaal gehört gewiß zu denen, die vermieden werden konnten. Englische Politiker, Geschäftsleute und Journalisten im Bunde haben skrupellos in diesen Krieg hineingetrieben. Also sollte man meinen, alle moralisch urteilenden Beobachter müßten daraus die Forderung ziehen: Derlei offensichtliches Unrecht muß unter den zivilisirten Völkern [unter Weißen, sagt man in Südafrika] aufhören! Es muß sich in der christlichen Völkerfamilie ein Gemeinsinn entwickeln, der solches unmöglich macht! Es muß dem Zwang der Habsucht und Gewalt der moralische Zwang ein Gegengewicht bieten, der da sagt: Dergleichen ist nicht anständig, das darf ein Staat, der auf Ehre hält, nicht thun! Offenbar sind hier ideale Ziele vorgesteckt, die nicht leicht erreichbar, aber nicht unerreichbar sind. — Statt dessen folgern die Gegner jeder noch so besonnenen Friedensbewegung: Da seht ihr den Unsinn eurer Bestrebungen! Trotz dem Haager Kongreß giebt es noch immer Krieg! In der That eine hohe Offenbarung. Und ob es die bittersten Verurteiler der Haager Konferenz und der ganzen Friedensbewegung denn wirklich nicht freut, ihnen keinerlei moralische Genugthuung gewährt, wenn mitten in der entfachten Leidenschaft des englischen Volkes doch eine Schar edler Volksgenossen für den Frieden und für die Gerechtigkeit eintritt? Sind denn hier nicht Fortschritte der sittlichen Entwicklung klar zu verfolgen? Und soll man dafür sich nicht erwärmen? An der ferneren Besserung nicht mitarbeiten?

Freundinnen machten mich auf die Schrift einer Frau aufmerksam, Hermine Diemer geb. von Hillern in München (Kaiserstraße 4 — 30 Pfge — von der Verfasserin zu beziehen): Die deutsche Frau in der Friedensbewegung. Eine frische, viel guten Patriotismus bewährende Streitschrift gegen allzu einseitige Friedenskundgebungen im internationalen Frauenverein. Aber wenn die Meinung war, daß diese Schrift mich in meinem Standpunkt irremachen sollte, so hat man sich wohl die Mühe nicht gegeben, den von allerlei sonstigen friedensfreundlichen Meinungen zu unterscheiden. — Fein, eindringend und besonders interessant, weil noch während des siebziger Krieges gehalten, ist der Vortrag von Ernst Achelis, damals Pastor in Hastedt bei Bremen, jetzt Professor der Theologie in Marburg: Der Krieg im Lichte der christlichen Moral. (Bremen, C. Ed. Müller, 1871.) Aber die Situation, die Fragestellung ist heute für uns eine andre. Mitten im Frieden handelt es sich darum, ob Formen des Völkerverkehrs zu finden sind, die es überflüssig machen, auf das „Gottesurteil" des Krieges zu provoziren. In Transvaal würde ich jetzt schwerlich zum Frieden reden. Ich möchte aber nicht Herr Paul Krüger sein, wenn er nicht Alles gethan hat, um einen friedlichen Ausgang zu ermöglichen. Und ich kann mir sehr wohl ein Forum denken, vor dem auf einer höhern Kulturstufe, als wir bisher erreicht haben, dieser Widerstreit unblutig beigelegt werden würde.

Petrus Lotichius Secundus

Der sangeskundige Neffe des Schlüchterner Abtes*) war einst den Deutschen kein Fremder. Schon wenige Jahrzehnte

*) Vgl. Christliche Welt Nr. 35, 36, 37, 39.

nach seinem frühen Tode waren seine Gedichte in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet. Der Dreißigjährige Krieg hat das Meiste dann unter seinem Schutte begraben. Das Volk vergaß ihn. Nur in seiner Heimat und in Magdeburg, dessen furchtbare Zerstörung er einst in ahnungsvollem Schauen geweissagt hatte, lebte seine Erinnerung fort. Die Gelehrten freilich, namentlich die Holländer Philologen, die auch eine Prachtausgabe seiner Werke veranstalteten, haben ihn immer gepriesen. Aber sie schätzten in ihm nicht den deutschen Dichter, sondern den eleganten Lateiner. Und als erst wahre deutsche Dichter in deutscher Sprache sangen, vergaßen ihn auch die Gelehrten. In unserm Jahrhundert sind seine Werke nur noch einmal gedruckt.

Solch Vergessen ist undankbar. Steht uns ein Lotichius nicht näher als Petrarca und Ariost? Kein Geringerer als Goethe schrieb („Deutsche Sprache" 1817):

Einer freiern Weltansicht, die der Deutsche sich zu verkümmern auf dem Weg ist, würde sehr zu statten kommen, wenn ein junger Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternähme, das deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde daraus hervorgehen, daß der Deutsche sich treu bleibt, und wenn er auch mit fremden Zungen spricht.

Die Mahnung ist nicht vergeblich gewesen. Eine Uebersetzung der Elegien des Lotichius von E. G. Köstlin gab Professor Fr. Blume 1826 in Halle heraus. Dann verarbeitete der Schriftsteller Otto Müller das Lebensende des unglücklichen Dichters zu einem spannenden und aufregenden Roman (Der Professor von Heidelberg; drei Bände). Schließlich hat der bekannte Erlanger Theologe und Belletrist August Ebrard eine ausführlichere Biographie verfaßt, die allerdings ganz unzuverlässig, aber sehr lesbar ist und gute Uebersetzungen bringt: Peter Lotich (!) der Jüngere. Gütersloh, 1883.

Für uns ist das Wichtigste des Lotichius religiöse Lyrik, wennschon sich seine höchste dichterische Begabung auf einem andern Gebiete, dem der elegischen Naturschilderung offenbart. Drei Proben jener Dichtung möchte ich hier mitteilen. Zuerst ein Bußlied. Und dabei bitte ich zu bedenken, daß Manches, was uns heute konventionell erscheint, es im Jahre 1551 noch nicht war.

An Jesus Christus

O Jesus, Retter und Beschirmer aller Welt,
O Jesus, Licht der Sterblichen,
Dich letzten Helfer ruf ich an: ich bin befleckt
Mit schweren Schäden allermeist.
Wie schmerzt es mich, was ich gethan, wie reut es mich,
Wie wird mein Irrtum mir bewußt!
Gleichwie der Rosmarin verbrannt von Sonnenglut
Die welken Blätter niedersenkt,
So hat mir tiefes Leid mein Innerstes durchwühlt,
Und, Jesus, drob verschmachte ich.
Und ganz und gar würd ich vergehn, wenn Du nicht hülfst:
Ich traue Deiner Lindigkeit.
Erbarme Dich, o Quell des Heils, durchströme Du
Mein Herz mit Deinem süßen Trost.
Befrei die Seele mir vom wilden, herben Schmerz
Und fülle sie mit Deinem Geist.
Dann sing ich Dir beim ersten Licht, in später Nacht,
Und heißen Dank bringt Dir mein Psalm,
Wie einst besang der Sproß vom Stamme Isai,
Der Seher, Deine Allgewalt
Und deine Siege, und daß eine Jungfrau keusch
Einst Deine Mutter werden sollt:
O Du, verwundeten Gewissens einzges Heil,
Wasch mich mit deinem Blute rein!

Dann eins der vielen Weihnachtslieder. Lotichius war 1550 von dem Würzburger Kanonikus Daniel Stibar (vgl. Christliche Welt Nr. 37, Spalte 689) als Erzieher seiner Neffen nach Frankreich geschickt und studirte mit ihnen in Montpellier. Dort ist das nachstehende Lied gedichtet, in dem Weihnachtsfreude und leidvolle deutsche Heimatssehnsucht des Dichters Seele durchkämpfen.

Weihnachtslied an Martin Stibar

Wie kann ich Dir voll Freuden singen,
Dir aller Himmel heilgem Herrn,
Und frohe Weihnachtslieder bringen
Vom trauten Heimatlande fern,
Christus, Heiland der Welten?

Einsam am Strand im fernen Westen
Erwarte ich mit trübem Mut
Den Tag, da Du zu meinem Besten
Annahmst mein armes Fleisch und Blut,
Hehrer, göttlicher Knabe!

Doch nein! Heut keine Trauerweisen!
Laßt fahren, was uns Kummer macht!
Laßt uns die Weihnachtsgnade preisen,
So lang des Südens Sonne lacht:
Christ ist heute geboren!

Was liebe Kinder ihm gesungen,
Nimmt Gottes Huld in gnädge Acht;
Drum Kind, beginn: „Es ist entsprungen
Ein zarte Ros zur halben Nacht
Aus der Wurzel von Jesse."

Umstrahle uns mit Deiner Wahrheit,
Verbanne Hunger, Krieg und Pest,
Und schenk uns Deiner Freude Klarheit
Zu Deinem süßen Weihnachtsfest.
Hilf uns allen vom Elend!

Und zuletzt eine Ekloge, in der der deutsche Patriot seinen Schmerz um die kampfzerrissene Heimat seinem Gott klagt. Er hat sie vor 1554 gedichtet bei einer naturwissenschaftlichen Exkursion, die er in die Ligurischen Berge unternommen hatte. Der „Jäger Viburnus" ist er selbst, und seine Lage ist keine erdachte, sondern ist poetisch verklärte Wirklichkeit.

Viburnus der Jäger

Einst lag hingestreckt Viburnus im kühlenden Schatten,
Da wo der Varusfluß in langsamen Windungen fortwälzt
Hin zum Meer die klare Flut durch schweigendes Dunkel.
Dort im lieblichen Hain der Weiden am dämmernden Morgen
Hallte sein Weheruf zurück von Liguriens Bergen.
„Fern, o fern von der Heimat, der süßen!" So rief er und weinte,
Reckte die Arme gen Himmel und klagt' es den Lüften, den stummen.
Sonne, die du strahlst empor aus strudelndem Meere
Und mit purpurnem Licht übergießest die leuchtende Erde,
Birg dein Haupt. In Schmerz, o große Sonne, verhülle
Alles ringsum, da die Götter in letzter Stund ich beschwöre,
Klage unsägliches Leid und der Meinen bittre Verbannung.
Vaterland! Du Mutter von Königen, strahlend in Kriegsruhm,
Völkerbeglückt, von Leben erfüllt, gesegnet an Mannen —
Als das Glück noch hold. Jetzt sind wir vom Himmel verlassen
Längst. Ach Wahrheit ist die Kunde von Not in der Heimat,
Wahr das Gerücht, das mir ward an ferner hesperischer Küste!
O, woher die Wut, warum das Rasen des Schwertes?
Kündet es, ihr vom hohen Gebirg herströmenden Flüsse,
Vater Rhein und Elbe du, voll stauenden Wassers
(Denn ihr wißts und werdets bewahren für künftige Zeiten):
Fürstensöhne wieviel sind gefallen? Wieviele der Männer,
Wieviel Rosse und Schwerter und Lanzen wälzt ihr zum Meere?
Ihr auch saht den welschen Soldaten sich Beute erraffen,
Saht der Flecken, der Städte Zerstörung, sahet die Burgen,
Wie der Feind sie brach, der ruchlose, mit dröhnendem Eisen,
Wie sie grausamer noch das Feuer verzehrt auf den Bergen.
Haltet die Woge auf, die rollende Woge, ihr Flüsse,
Wo ein Denkmal der Schande der frevelnde Feind hinterlassen,
Felder dampfend von Blut und schrecklich starrende Fluren:
Dort ergießt übers Ufer die reißenden, stürzenden Wellen
Decket die Schande zu, den Schimpf, den Deutschland erlitten!
Vaterland, unseliges, schau, wie bitter der Krieg lohnt,
Schau, was er Beute dir bringt: Beschimpfen darf unsre Ehre
Frech der Barbar; in meinem Wald jetzt pflegt er der Muße,

Herrschend — ich bin verstoßen. An Orten, glühend von Hitze,
Küsten, von Durste verbrannt, an sonnigem Strande verweil ich.
Wohin seid ihr geschwunden, ihr Zeiten blühender Jugend,
Da ich fröhlich jagte im schweigenden Walde der Heimat?
Jetzt sind Austern mein Wild, die ich Armer sammle vom Felsen.
Muscheln lern ich losreißen von Klippen und stille den Hunger
Mir am Meeresigel. Auf einem Haufen von Algen
Streck ich müde mich hin und suche Vergessen und Ruhe.
Kaum daß der Varusfluß mir Weiden und sprossende Erlen
Schenkt und Wasser, süß zum Trunke den schmachtenden Schiffern.
Wär ich, wo flüssigen Fußes die Kinzig durch fruchtbare Felder
Eilt und durch grünende Schluchten, da heimlich Hirsche und Rehe
Wechseln, wo sie belauscht der Dryaden heimliches Lieben,
Während Acis*) singt, der Knabe, in lauschiger Höhle:
„Hierher komm, Telethusa, komm, süße Maid von dem Berge". —
Jener singts, es hallt aus dem Thale, es schallt von den Bergen!
Aber das Schöne ist hin, das Liebliche alles vergangen,
Nimmer noch weilt die Freude, wie früher, in Wäldern und Feldern.
Rohe Zwietracht hat verscheucht die schüchternen Nymphen
Weit hinweg. Mit schwarzen Flügeln umkreist sie die Berge,
Reißt in wilde Schlacht ihre Spießgesellen, die Faune.
Aber Du, allmächtiger Vater, wenn irgend Dich Bitten,
Irgend Dich Thränen rühren, erbarm Dich der grausigen Nöte.
Rächenden Zornes Strafen, wir haben sie reichlich getragen.
Doch wenn fest Dein Ratschluß steht, daß unsere Sünden
Wir auch büßen müssen, wie wir es schuldvoll verdienen —
O, dann gieb, daß dereinst in beglückendem Frieden die Enkel
Wachsen heran, daß ein künftiger Tag das Elend des Volkes
Heilt. Das fleh ich. Die Hoffnung verlasse mich nicht, wenn ich sterbe.

Als die Enkel heranwuchsen, begann der Dreißigjährige Krieg. Soll er uns — mit so vielem Andern — auch das Andenken an diesen frommen, starken, deutschen Dichter unwiederbringlich zerstört haben? Schiele

*) Nach Acis, dem Liebling der schönen Galatea, hatten die Schlüchterner Dichter eine alte Quelle im Eichwalde benannt. Vgl. Christliche Welt, Nr. 39, Sp. 931, Ovid, Metamorphosen B. 13.

Die diesjährigen Kunstausstellungen in Berlin und Dresden

1

Wenn in frühern Jahrgängen dieses Blattes im besondern von der religiösen Kunst auf den Ausstellungen berichtet worden ist, so wird heuer aus einem doppelten Grunde von dieser Gewohnheit abgegangen. Einmal ist der Begriff „religiöse Kunst" schon an und für sich mißverständlich. Naumann hat in dem wundervollen Aufsatz des Februarheftes im „Türmer" nachgewiesen, wie eng wahre Kunst und echte Religiosität zusammengehören. Ein aus der Tiefe der Empfindungen und im Schauer vor der ewigen Schöpfung geschaffnes Kunstwerk enthält ein Stück Religion, auch wenn eine Paniske darauf vorkommt. Andrerseits dürfen — Gott sei Dank — eine Menge Bilder in maiorem dei gloriam ohne weiteres kassirt werden, obwohl Christus, Maria und alle großen und kleinen Propheten darauf vorkommen. Beim Kunstwerk kommt es immer auf das Wie, nie auf das Was an.**) Alle Beurteilungen, die ein Bild vor allem nach seinem Vorwurf werten, sind außerkünstlerisch und auch nur bei Dienstmädchen, Byzantinern und Bigotten üblich. Ebensowenig wie ich einen Mendelssohnschen Psalm deshalb schön finde, weil die hebräische Poesie unsterblich ist, ebensowenig wird ein schlechtes Bild darum gut, weil es den Größten darstellt.

Das ist der eine Grund. Der andre ist noch durchschlagender. Es gab thatsächlich unendlich wenig Bilder religiösen Inhalts diesmal auf den drei Kunstausstellungen (zwei in Berlin, eine in Dresden). Dieses scheinbare Manko ist m. E. durchaus erfreulich. Die Kunst ist ehrlicher geworden. Die Künstler hören endlich auf, die Stoffe zu frequentieren, zu denen ihr Herz nicht hinneigt. Sie brauchen nicht um andre Stoffe verlegen zu sein — die ganze Fülle des Lebens öffnet sich ihnen ja —; sie sind ehrlich genug einzugestehn, daß ihnen alles Andre eigentlich näher liegt als der christliche Legendenkreis, die Mariologie. Selbst die evangelische Erzählung und die Patriarchenchronik, die ja unerschöpfliche Motive des idyllischen und dramatischen Lebens enthalten, sind kaum behandelt worden. Die alte Kunst bietet in der Beziehung eine solche Fülle schlechthinniger Meisterwerke an, daß jede Konkurrenz aussichtslos erscheint. Und da das begeisterte Herz über solche Bedenken nicht hinüberhilft, bleiben diese Stoffe unberücksichtigt. Wie gesagt, diese Reserve ist durchaus erfreulich; sie ist ebenso berechtigt, wie die Bewegung in Bezug auf das Grabmal. Das Kreuz soll ein wirkliches Bekenntnis auf den Gräbern derer sein, denen wirklich Via crucis via salutis*) war. Durch eine gedankenlose schematische Anwendung dieses Symbols auf andern Gräbern begehn wir eine Urkundenfälschung. Hier wie dort eine Abkehr von romantischen Phrasen, eine Rückkehr zur freien offenherzigen Wahrhaftigkeit.

2

Gehen wir einmal die Liste der bedeutendern Künstler durch, die ausgestellt haben, um nach ihrer künstlerischen und menschlichen Grundstimmung zu fragen. In Dresden waren es Adolf Hildebrand und Max Klinger, die vor allem wirkten. Hildebrand empfindet durchaus antik; die Form beschäftigt ihn, die Besonderheit der Erscheinung. Er löst in jedem Werke ein besondres künstlerisches Problem. Dazu braucht er im wesentlichen die Formensprache der Griechen. Das ruhende oder bewegte hüllenlose Menschengebilde darzustellen, ist seine Lieblingsaufgabe. In einem Werk, seiner Luna, gab er einen poetischen Gedanken; eine Gestalt, die aussprach: Füllest wieder Busch und Thal ... Max Klinger ist das gerade Gegenteil von Hildebrands antik freier Sinnenart. Er ist grüblerisch, phantastisch, bitter in seinem Sarkasmus, herb in seinem Schönheitsbegriff. In seinen schönsten Frauen lauert immer die heimliche Katze. Nichts Naives, nichts Kindliches. Er ist tiefsinnig, bedeutend, künstlerisch meist unendlich hoch, in allen Höhen und Tiefen des suchenden Menschenherzens zu Hause. Aber er ist völlig ohne Glauben (dies Wort nicht im kirchlichen Sinne genommen). Und leider hat er keine Spur von Humor, um sich über den schlechten Scherz seiner Existenz hinwegzuhelfen. Der Spanier Goya und der Franzose Felicien Rops sind ähnliche Erscheinungen. Erschütternd und demütigend ist die Sprache seiner ungeschminkten Wahrhaftigkeit. Aber sie hilft nicht über den Jammer hinaus. — Mit Klinger und Stauffer-Bern haben in Rom die Künstler Volkmann, Tuaillon, Geyger, von Schennis zusammengelebt. Durch deren Werke geht ein gemeinsamer Zug lebensfrohen Empfindens, ein Dichten hoher sinnlicher Schönheit, kraftvoll lebendig oder tiefsinnig mythologisch. Rom überzeugt auch den Nichtkünstler durch die Sprache der antiken Trümmerwelt zu gewaltig, als daß etwas Andres überbliebe als die Faustworte: Wir tragen die Trümmer herüber und klagen über die verlorene Schöne. Und der Künstler setzt hinzu: Mächtiger der Erdensöhne, prächtiger baue sie wieder auf. Die Schönheit der reinen Form ist für alle diese Künstler das Ausschlaggebende. Der alte Mythus leiht seine Gedanken unerschöpflich her; und diese sind in der Anschauung erfaßt und für die Anschauung darstellbar.

Auch Boecklin ist für immer in den Süden gegangen. Von seiner Welt brauche ich nicht erst zu sagen, daß sie mit christlichen Heilsgedanken Nichts zu thun hat. Die Verehrung der Elemente, die Ehrfurcht vor ihrem grausen und tollen Treiben, die Naturdichtung des schweigenden Waldes und wogenden Meeres — das ist sein Thema. Anakreontische und sapphische Lyrik tönt aus seinen Werken. Falsch ist es, wenn man Boecklin einen Sonnenpropheten nennen wollte. Er ist durch tiefe Trüb-

**) Dieser oft gehörte Satz ist mindestens Mißverständnissen ausgesetzt. Er ist richtig, wenn man die Kunst isolirt betrachtet. Aber im Zusammenhang des geistigen Lebens überhaupt, der Kulturentwicklung, der Geschichte spielt es eine sehr große Rolle, was die Maler malen, die Bildner bilden, die Baumeister bauen. Das erkennt ja auch der Verfasser mit seinem „vor allem" im nächsten Satze an. Daß die Künstler und Aesthetiker von Profession auf obiger Maxime stehen, ist natürlich durchaus ein Fortschritt. D. H.

*) Der Weg des Kreuzes der Weg des Heils. D. H.

sal gegangen, und die seelische Vorgeschichte seines Bildes Odysseus und Kalypso ist erschütternd. Aber er ist ebensowenig christlich wie sein Landsmann Gottfried Keller.

Dagegen darf man in der That von einem Sonnen-, Lenz- und Liebesevangelium Ludwig von Hofmanns sprechen. Er hat eigentlich immer wieder dasselbe Thema: die Herrlichkeit der Schöpfung; Freude, schöner Götterfunken; es lacht die Au; du liebes Kind, komm, spiel mit mir. Dabei fehlen die ernsten Gedanken nicht, er ist nicht relieflos, sondern überzeugt immer wieder. Die Reflexion fehlt fast ganz. Wenn er Wald, Wasser, Sonne, Schwäne, Mädchenleiber malt, singt Alles bei ihm einen Lobgesang auf den Schöpfer. Unendlich schön, rein und reich war seine Darstellung des Paradieses. In dieses Eden wie überhaupt in seine Gärten und Thäler ist der scheidende Strahl, der Gut und Böse trennt, noch nicht gefallen Alles lebt im starken Glauben an das Licht, das sich so reichlich verschenkt.

Neben Ludwig von Hofmann stehen den Berlinern Adolf Menzel und Max Liebermann am höchsten. Menzel ist seinem Gemüt nach der Typus des Berliner Rationalisten; durch und durch sachlich, herb, knapp. Er kann unendlich viel, aber er will sich nie vom Gegenständlichen trennen, er giebt nie eine höhere Deutung. Max Liebermanns Kunst beruht ebenfalls lediglich auf dem Technischen; nicht auf der Form, sondern auf dem Lichteffekt. L'art pour l'art. Er ist völlig unpersönlich in Bezug auf das Gemüt, auch wenn uns die schmucken Amsterdamer Waisenmädchen ans Herz greifen.

Dagegen lebt in Leibl eine dem Land- und Bauernleben innerlich zugewandte Natur, etwas wie Rosegger und Sohnrey. Treuherzig, naiv, dummschlau, boshaft sind diese Bauern. Massiv sind die Gedanken und Empfindungen dieser Menschen, aber einfach und ehrlich — ein wohlthuender Gegensatz zu all dem Nervösen, Dekadenten, Patschouli, das man sonst vorgesetzt bekam.

Eine frische gesunde Stimmung durchzieht auch den dörflichen Morgengottesdienst von Dettmann. Wir danken es dem Künstler, daß er die Poesie eines lutherischen Abendmahls in einer Dorfkirche im Bild aufgefangen hat. Die Töne sind schlichter, flauer, einheitlicher, als eine katholische Ritualszene sie anbieten würde; dafür ist auch weniger Effekt und Raffinement dabei. Hell scheint die Sonne in die kahle mecklenburgische Kirche, auf das Tannenholz der schmucklosen Bänke; und freudig bewegt wandern die Einzelnen zum Altar, wo der gütige alte Pastor mit dem Kelch wartet. Gebhardt und Uhde waren dies Jahr nicht mit religiösen Bildern vertreten. Ich glaube, ihre Zeit ist vorbei. Nicht etwa, weil der Kaiser das Gebhardt gesagt hat; sondern weil bei diesem oft wirklich der Gedanke über die Form siegt, statt sie sich zu schaffen. Die Düsseldorfer haben immer mehr Prinzipien als Naivität gehabt; das hat sie zu außerkünstlerischen Gesichtspunkten verführt.

Eine wirklich religiöse tiefinnerliche Natur steht in Hans Thoma vor uns. Sein künstlerisches Könnnen ist, glaube ich, nicht sehr groß; seine Empfindung, seine Treuherzigkeit und Innigkeit sind es. Als Poet steht er einzig da; bei seinen Bildern spinnen sich die Märchengedanken von selbst an. Er malt neuerdings vor allem Landschaften; Taunus, Schwarzwald, aber auch Siena. Das kann er besser als die Figurenkompositionen. Er würde Grimms Märchen vielleicht weniger schalkhaft als Vogel, aber noch inniger illustriren können.

Innig und herzlich dürfen auch die Landschaften der Worpsweder genannt werden. Es ist eine ungeschminkte, schlichte Wiedergabe des deutschen Niederlandes, was sie geben. Einer von ihnen, Heinrich Vogeler, rührt uns durch seine lieblichen Märchengestalten. Es ist immer wohlthuend, effektlose Bilder zu sehen. Und diese Bilder malen die Einsiedler in der Bremer Heide.

Ein höchst charaktervoller Zeichner, Josef Sattler in Berlin, möge diese Uebersicht abschließen. Er ist bekannt durch seine Illustration der Wiedertäufer, der rheinischen Städtegeschichten und viele Einzelblätter; eben jetzt arbeitet er im Auftrage des Reichs an einer Illustration des Nibelungenliedes. Seine ganze Empfindungsweise ist männlich, kräftig, gesund. Es steckt Etwas von Dürer in ihm. Er könnte uns schöne neutestamentliche Bilder schaffen; aber er wird nicht wollen. Wenn doch einmal ein Künstler uns die denkwürdige Stunde in Cäsarea Philippi darstellte!

3

Das bedeutendste religiöse Bild der Berliner Sezession war ohne Zweifel Max Slevogts „Verlorner Sohn." Ein Triptychon: rechts die hell schillernde Sünde, links die Verlassenheit und Verkommenheit des auf dem Stroh nackt Kauernden, in der Mitte die Heimkehr des Vagabunden und sein Eintritt in den väterlichen Salon. Friedrich Naumann hat das Bild in einer seiner Hilfe-Betrachtungen gewürdigt, besser als ich es kann. Das Bild paßt ebensowenig auf den Altar einer Kirche, als die modern-menschliche Exegese der Logia auf die Kanzel passen will. Es paßt aber auf die Bühne der Heilsarmee, es paßt an alle die Plätze, wo die hilflose Not mit sehnsüchtigen Augen sitzt. Schlecht genug ist der Mensch gewesen, schlecht genug ists ihm gegangen — und nun kommt der Verlumpte, Abgemagerte und öffnet ängstlich die wohlbekannte Thüre. Vater und Sohn sitzen am Schreibtisch — einen Ruf des Entsetzens stößt der Vater aus, und der Verlorne hebt den Arm, als wollte er sagen: Warte doch erst mal, laß auch mich reden. Wie wird der Ausgang sein? Wir erleben die ganze bittre Spannung Eines, der um Verzeihung fleht. Auf keinen Fall wird sie leicht erreicht. Der christliche Vater würde vielleicht sagen: Was zu viel ist, ist zu viel. Der jüdische sagt: Jedenfalls muß der Junge zu essen bekommen. Die Zähigkeit des Familienbewußtseins schlägt alles Andre nieder. Das Geheimnis, das die Juden so stark gemacht hat, giebt auch hier den Ausschlag. — Dieser Maler, dessen Bild von allen, die in Berlin hingen, seelisch am tiefsten ergriff, hat seine Danae in München aus Anstandsgründen wegnehmen müssen: Sapienti sat.

In Dresden lenkte natürlich das Riesenbild Klingers: Christus im Olymp, schon inhaltlich die meiste Aufmerksamkeit auf sich. Wir sprechen hier nicht über die künstlerische Seite, sondern lediglich über den Gedanken. In die Götterversammlung auf der Höhe des Olymp, wo Götter und Göttinnen im seligen Schein ewiger Sonne sich dehnen, tritt die Gestalt des Herrn, von vier das Kreuz tragenden Frauen begleitet. Ihr bloßes Erscheinen bedeutet eine Revolution, das harmlose Spiel göttlicher Sorglosigkeit ist unterbrochen. Bestürzt bietet Bacchus den roten Becher an; laut aufkreischend trennt sich Amor von der zu Boden gesunkenen und nach der Hand des Herrn greifenden Psyche. Der auf dem Thron sitzende Göttervater greift entsetzt in die schlaffen Falten seines Leibes und läßt — zum erstenmal — die Liebkosung seines Ganymeds unerwidert. Mars aber spannt auf alle Fälle den Bogen. Nur Pluto schlummert unbekümmert weiter, — „er liegt und besitzt," und ebenso kämmt die Liebesgöttin ruhig ihr goldnes Haar. Drohend zeigt die Predelle das unheimliche Spiel der unterirdischen Mächte. Die Riesen hauen mit scharfen Piken den Fels zusammen, auf dessen Höhe der Zeusthron ruht, und daneben töten sich die menschlichen Leidenschaften durch ihre eigne Zügellosigkeit. Vom Meer aber steigt ein langer Zug den nie betretnen Pfad zum Götterberg herauf. Die Mühseligen und Beladnen werden sichtbar, die nicht mehr in der Tiefe zu stöhnen brauchen, sondern von dem Fürsten des Todes in die reine Höhe heraufgehoben werden. Man könnte Brünnhildes Schlußworte unter das Ganze schreiben:

Verging wie ein Hauch
Der Götter Geschlecht . . .
Selig in Lust und Leid
Läßt die Liebe nur sein.

Paul Schubring

Selbstanzeigen

Die Hauptprobleme des Lebens Jesu. Eine geschichtliche Untersuchung von Fritz Barth, Lic. theol., ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Bern. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1899. VII und 280 S. 4 Mk., gebunden 4,80.

Die vorliegende Schrift ist aus der Wahrnehmung hervorgegangen, daß in den vorhandnen trefflichen Darstellungen des Lebens Jesu durch die vielen archäologischen, chronologischen, topographischen Detailuntersuchungen die Aufmerksamkeit zu sehr von den großen Hauptproblemen

abgelenkt werde, bei denen sich die tiefsten Interessen des christlichen Glaubens trotz Lessings bekanntem Protest mit der Frage nach dem geschichtlich Dagewesenen berühren. Der Verfasser sucht eine Antwort auf jene Hauptfragen ohne dogmatisch-spekulative Gebundenheit, sei es an die Kirchenlehre oder an die moderne Weltanschauung, lediglich durch unbefangne kritische Untersuchung der Quellen zu gewinnen. Als solche erweist er in der Einleitung die Synoptiker, unter denen er Markus voranstellt, und das Johannesevangelium. Der erste Abschnitt behandelt die Predigt Jesu vom Reiche Gottes, ihren Zusammenhang mit den alttestamentlichen Reichsgedanken und ihren Unterschied von den Reichserwartungen der Zeitgenossen; der zweite Abschnitt das Verhältnis Jesu zum Alten Testament, in dem sich pietätvolle Unterordnung und höchste geistige Freiheit die Hand reichen; der dritte Abschnitt die Wunder im Leben Jesu mit besondrer Berücksichtigung der Dämonenaustreibungen; der vierte Abschnitt die Weissagung Jesu von seiner Wiederkunft, die der Verfasser unter Ablehnung der neuern Interpolationshypothesen in den Zusammenhang mit der sonstigen biblischen Prophetie einreiht; der fünfte Abschnitt den Tod und die Auferstehung Jesu, wobei besonders das Wort vom Lösegeld und die Abendmahlsworte in den Vordergrund treten; der sechste Abschnitt endlich das Selbstbewußtsein Jesu, wie es sich in den Namen Prophet, Messias, Menschensohn nicht erschöpft, sondern als das einzigartige Bewußtsein des Sohnes Gottes auftritt, zu dessen Erklärung die wunderbar Erzeugung und die Präexistenz gebraucht worden sind. Durchgehends sucht der Verfasser zu zeigen, daß die scheinbaren Antinomien in der Lehre und dem Verhalten Jesu sich aus diesem einzigartigen Selbstbewußtsein Jesu, aus dem Geheimnis seiner Person erklären. Zum kirchlichen Dogma setzt sich der Verfasser an manchen Punkten (Inspiration, Wunderbegriff, Satisfaktionslehre) in unverhüllten Dissensus; um so entschiedner hält er an Jesus als dem auferstandnen Erlöser fest. Die Auseinandersetzung mit abweichenden Ansichten ist in mäßigen Umfang eingeschränkt, damit das Buch nicht nur für Geistliche, sondern auch für gebildete Nichttheologen übersehbar und verständlich sei.

Bern F Barth

Römisch-katholische und Evangelische Sittlichkeit. Nach einem Vortrag, gehalten auf der Sächsischen Kirchlichen Konferenz am 26. April 1899 von Professor D. W. Herrmann in Marburg. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1900. 45 S. 60 Pfge.

Die römische Kirche vertritt eine Auffassung des Sittlichen, die schon von den Propheten und erst recht im Neuen Testament überwunden ist. Indem sie aber die Erneuerung der urchristlichen Gedanken in der Reformation abwies, entwickelte sie die sittliche Unreife zum bewußten Gegensatz gegen das Gute oder zum Bösen. Daß die römische Kirche im ganzen heute als eine im Dienst des Bösen stehende Macht anzusehen ist, wird schon durch die Entwicklung der ihr preisgegebnen Völker wahrscheinlich gemacht. Es tritt aber klar zu Tage in der römischen Auffassung der Wahrhaftigkeit und in der seltsamen Anweisung zur Gewissenlosigkeit, die man dort Probabilismus nennt. Den Christen, die diesem Verderben entrinnen wollen, würde das evangelische Christentum eine wirksamere Hilfe bieten, wenn seine kirchlichen Formen nicht auch noch mit Resten einer solchen Verbildung der Religion ins Widersittliche behaftet wären.

Marburg W Herrmann

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Hases Lehrbuch der Kirchengeschichte, jenes unübertroffen geistreiche Studentenbuch, das doch so viel mehr Verständnis und Geschmack fordert, als der Student gemeinhin hat, erscheint soeben in zwölfter Auflage, ohne alle die gelehrten Anmerkungen, „in volkstümlicher Gestalt," sagen wir lieber als ein Buch für unsre Gebildeten. In zehn Lieferungen zu je 50 Pfge. Bei Breitkopf und Härtel. — Bilderbibeln überschwemmen den Markt. Es wird von kundiger Seite darüber berichtet werden, noch vor Weihnachten. Wichtiger scheint uns die Verbreitung der Textbibel, die J. C. B. Mohr in Tübingen aus Kautzschs Altem und Weizsäckers Neuem Testament zusammengefügt hat. Man verlange in den Buchhandlungen Probehefte. Die ganze Bibel wird 9, geb. 10,50 Mk. kosten, mit Apokryphen 1,50 Mk. mehr. — Eine hübsche Jubelausgabe von Schleiermachers Reden über die Religion ist bei Vandenhoeck und Ruprecht erschienen, und zwar sind es die Reden in ihrer ersten Gestalt, mit Uebersichten und Vor- und Nachwort versehen von Lic. Rudolf Otto, Privatdozenten in Göttingen. Zwei Bildnisse Schleiermachers, des jugendlichen und des Mannes, zieren das Buch. 1,50 Mk. — Zwölf historische Postkarten aus der Reformationszeit seien angesichts des nahen 31. Oktober und 10. November, besonders auch zum Verkaufe bei Lutherfeiern u. dgl., warm empfohlen. Sie enthalten die Medaillonbildnisse von Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin, Hutten, Friedrich dem Weisen, Philipp von Hessen, Sickingen, Brenz, Gustav Adolf, Hus und Savonorola. Jedem Bildnis sind passende Illustrationen beigegeben. So z. B. Luther die Wartburg, Hus das Konziliumsgebäude in Konstanz und den Hussenstein daselbst, Zwingli das Großmünster und das Geburtshaus im Toggenburg, Hutten die Steckelburg und die Ufenau. Verlag von Ruegg-Goeßler in Zürich. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Hannover. Mittwoch den 18. (nicht schon den 11.) Oktober, nachmittags 5 Uhr im Hause der Väter, Langelaube 3, im kleinen Saale unten. Tagesordnung: Die Bedeutung der Bibel für die christliche Gemeinde der Gegenwart. (Vgl. Christl. Welt 1890, 25; 1895, 1; 1896, 48.) Referent: Seminar-Oberlehrer Gebler aus Alfeld.

Hamburg

Die Unterzeichneten beehren sich, alle Freunde und Freundinnen der Christlichen Welt in und um Hamburg zu einer ersten Versammlung am 20. Oktober 8 Uhr abends in Mosers Hotel, Rathausmarkt einzuladen.

Herr Professor D. Baumgarten aus Kiel wird einen Vortrag über das Thema: „Wie können altgläubige und moderne Protestanten in einer Kirche zusammenbleiben?" halten. An den Vortrag wird sich eine Diskussion schließen.

Dr. med. Marr, Pastor Nicolassen, Professor Wagner

Goslar

Es wird beabsichtigt, die Freunde und Freundinnen der Christlichen Welt aus Goslar und dessen näherer und weiterer Umgebung zu gegenseitigem Gedankenaustausch zu sammeln. Die Zusammenkünfte sollen an einem Mittwoch in Goslar stattfinden. Wer sich daran zu beteiligen wünscht, wird freundlich gebeten, sich möglichst sofort an einen der Unterzeichneten zu wenden.

Karl Bormann und **Paul Moebius**, Pfarrer in Goslar

Versammlungskalender

16. 17. Oktober Diasporakonferenz in Dresden.
23.—25. Oktober Allgemeine Deutsche Konferenz des Jugendbundes für entschiedenes Christentum in Berlin.
31. Oktober und 1. November Konferenz der deutschen evangelischen Geistlichen in Newcastle upon Tyne.

Erste öffentliche Versammlung der Kirchlich theologischen Konferenz für die Provinz Brandenburg

Mittwoch, den 15. November 1899, vormitt. 9 Uhr in Berlin
im großen Saal des Architektenhauses, Wilhelmstr. 92/93

1. Eröffnung und Begrüßung: Prediger Professor D. v. Soden.
2. Vorträge. a) Der evangelische Glaube: Professor D. Kaftan; b) Die evangelische Kirche: Prediger D. Scholz; c) Die evangelische Theologie: Professor D. Harnack.
3. Aussprache.

Um 2 Uhr gemeinsames Mittagessen im Architektenhaus. Am Vorabend Dienstag, den 14. November, 8 Uhr: gesellige Zusammenkunft der Konferenzmitglieder in den untern Räumen des Architektenhauses.

Alle Freunde und Gesinnungsgenossen, auch Nichtmitglieder und Damen, sind herzlich eingeladen.

Dreizehnte Hauptversammlung der Diasporakonferenz in Dresden

Montag, den 16. Oktober 1899: 7 Uhr abends: Erste öffentliche Versammlung im großen Saal des Evangelischen Vereinshauses: Eröffnungsansprache und Begrüßung. „Die deutschen evangelischen Gemeinden in Rumänien, Serbien und Bulgarien." Pastor Meyer, bisher in Bukarest in Rumänien. „Die kirchlichen Verhältnisse der deutschen evangelischen Gemeinden in Rio Grande do Sul." Pastor Naumann, bisher in Pelotas in Brasilien. Ansprache und Schlußwort. Pastor Fliedner aus Madrid in Spanien.

Dienstag, den 17. Oktober 1899: 9 Uhr: Geschlossene Versammlung für Mitglieder der Konferenz und Abgeordnete. — 11 Uhr: Zweite öffentliche Versammlung im kleinen Saal des Evangelischen Vereinshauses: Schriftwort und Gebet. Oberkonsistorialrat D. Dibelius in Dresden. „Die deutschen lutherischen Gemeinden in Transvaal und Natal in Südafrika." Berichterstatter vorbehalten. Begrüßungen und Berichte von etwa anwesenden Diasporaarbeitern. — 6 Uhr: Gottesdienst in der Evangelischen Hof- und Sophienkirche. Predigt: Hofprediger Schubart aus Ballenstedt.

Beitrittserklärungen zur Diasporakonferenz, wie Beiträge der Mitglieder (Jahresbeitrag 5 Mark) werden seitens des Schatzmeisters der Konferenz, Superintendent Dr. Reineck, entgegengenommen.

Der Sammelort der Konferenzteilnehmer befindet sich am 16. und 17. Oktober im Hospiz, Zinzendorfstraße 17.

Der Vorstand der Diasporakonferenz Der Dresdner Ortsausschuß

Gott hat heute meinen lieben Mann

Pfarrer Karl Friedrich Wilhelm Issel

nach langem Leiden heimgerufen.

Für die trauernde Familie:

Helene Issel, geb. Finnström.

Betberg, den 4. Oktober 1899.

(Post Buggingen, Baden)

Meine Verlobung mit Fräulein **Martha Wagner,** einer Tochter des verstorbenen Dr. med. Hermann Wagner und seiner gleichfalls verstorbenen Gattin Marie, geb. Schramm, zeige ich hiermit ergebenst an.

Riga, im September 1899.

Alfred Geist,
Pastor der reformirten Gemeinde zu Riga.

Lulu Brüggen
Georg Tegtmeyer,
Pastor an St. Jakobi.
Verlobte.

Lübeck, den 29. September 1899.

Ich suche ein

kleines Kapital,

um einer durch den Leichtsinn ihres Mannes in namenloses Elend geratenen wackern deutschen Christin zu einem sich und ihre sechs unmündigen Kinder ernährenden Geschäft zu verhelfen. Jede, auch die geringste Gabe nimmt mit herzlichem Dank entgegen

Pastor **O. Meyer,**
German Parsonage, 29 Great Herton Road, Bradford, England.

Verwaister oder verlassener Knabe,

nicht unter 6 Jahren, würde liebevolle Aufnahme und Erziehung finden in einer Stadt Westdeutschlands. Näheres durch Pfarrer **Rade.**

Was willst Du werden?

Ratgeber bei der Berufswahl.
Der Eisenbahnbeamte.
Preis 50 Pfg.
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig.**

Weihnachtsspiel.

Zur Aufführung in der Weihnachtszeit d. Erwachsene u. Kinder geeignet: „Knecht Ruprecht's Weihnachtsmärchen": 1. Dornröschen (25 Pf.), 2. Aschenbrödel (50 Pf.), 3. Schneewittchen (50 Pf.) von **Dr. Lehmann,** Pfarrer in **Freiberg** (Sachsen). Besonders geeignet für christliche Vereine, Schulen u. s. w. Gegen Einsendung des Betrages vom Verfasser zu beziehen (1—3 = 1,20 Mk. portofrei).

Erfahrener Diener,

in Krankheitsfall bewährt, sucht Stellung. Sehr geeignet zum Reisebegleiter eines älteren Herrn. Anfragen an seine bisherige Herrschaft vermittelt Pfarrer Rade.

Für Süd- und Ostmark

Aus dem Kreise der Leser der Christlichen Welt sind für Süd- und Ostmark wiederholt freundlichst Spenden an Büchern und Schriften mir zugegangen. Indem ich dafür meinen herzlichsten Dank ausspreche, bemerke ich zugleich, daß die Sammlung fortgesetzt wird und die Nachfrage noch immer groß ist. Gute erbauliche Schriften, wohlerhaltene Bibeln und Neue Testamente — auch Erzählungen u. s. w. — nicht am wenigsten aber auch gediegene und tüchtige theologische Werke sind sehr willkommen.

Neuerdings sind auch einige Geldsendungen zur Beschaffung von Schriften eingegangen. Diese sind natürlich ebenfalls sehr angenehm, da sie freien Raum zur Beschaffung geeigneter Schriften lassen.

Magdeburg W., Theaterstr. 2

Dr. Hermens, Konsistorialrat

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kunstlehre

in fünf Teilen.

Von **Gerhard Gietmann S. J.** und **Johannes Sörensen S. J.**

Erster Teil: **Allgemeine Aesthetik** von **G. Gietmann** S. J. Mit 11 Abb. gr. 8°. (VI u. 340 S.) M. 4,20; geb. in Halbfranz M. 6.

Inhalt: 1. Wesen und Bedeutung der Aesthetik. — 2. Geschichte und System der Aesthetik. — 3. Physiologische und psychologische Grundlage der Kunst und der Kunstlehre. — 4. Die Kunst. a) Stellung des Menschen im Leben des Menschen und im Plane der Schöpfung. b) Die künstlerische Idee. c) Wesen der Kunst. — 5. Das Schöne und die Schönheit. — 6. Unterarten der Schönheit. — 7. Elemente und Gegensatz der Schönheit. — 8. Der ästhetische Schein. — 9. Die schöne Kunst und ihre Aufgabe. — 10. Gesetze der schönen Kunst. — 11. Bedingungen der Kunstthätigkeit. — 12. Einteilung der schönen Kunst und ihres Gebietes.

Die weitern vier Teile werden enthalten: II. Poetik, von G. Gietmann. — III. Musik-Aesthetik, von G. Gietmann. — IV. Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst, von J. Sörensen. — V. Aesthetik der Baukunst, von G. Gietmann.

Jeder Teil wird einzeln abgegeben.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die soziale Frage beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria-Laach".

Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg.

12. und 13. Heft: **Liberalismus, Sozialismus und christliche Gesellschaftsordnung** von **H. Pesch** S. J. Zweiter Teil: **Die philosophischen Grundlagen des ökonomischen Liberalismus.** Erste und zweite Auflage. 8°. (IV u. 396 S.) M. 3.

Den Anfang der Abhandlung von Herrn P. H. Pesch S. J. bilden die früher erschienenen Hefte:
8. Heft: Erster Teil. **I. Der christliche Staatsbegriff.** Zweite Auflage. 8°. (XII u. S. 1—194.) M. 1.60.
9. Heft: Erster Teil. **II. Das Privateigentum.** 8°. (IV u. S. 195—392.) M. 1.60. (Von diesem Hefte befindet sich die zweite Auflage in Vorbereitung.)
10. und 11. Heft: Erster Teil. **III. Freiwirtschaft oder Wirtschaftsordnung?** 8°. (IV u. S. 393—732.) M. 2.80.
Heft 8—11 als **II. Band** der „Sozialen Frage". (XXVI u. 732 S.) M. 6; geb. M. 7. — Einbanddecke 60 Pf.

Der in Vorbereitung befindliche dritte Teil wird das Werk von Herrn P. Heinrich Pesch S. J., „Liberalismus, Sozialismus und christliche Gesellschaftsordnung", zum Abschluß bringen.

ALBERT ZELLER

LIEDER DES LEIDS

8. AUS DEM NACHLASS VERMEHRTE AUFLAGE

MIT ZELLERS BILD

BROCHIRT M. 4.—
GEBUNDEN M. 5.—

ERSCHIEN SOEBEN

VERLAG GEORG REIMER IN BERLIN

ZU BEZIEHEN DURCH JEDE BUCHHANDLUNG

Das **evang. Schwesternhaus** zu **Giessen,** Johannesstrasse, empfiehlt sein **Hospiz** als Unterkunft für reisende Damen für kürzere oder längere Zeit zu mäss. Preisen, sowie seine **Marthaherberge** für stellenlose Dienstmädchen.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER

Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar. Harmoniums 95 Mark an.

Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.

Fabrik W. Emmer, Berlin, Seydelstrasse 20.

Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Gebr. Stoffregen, Hannover im evangelischen Vereinshause empfehlen alle Arten **Paramente u. Kirchengeräte** Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner: **Talare, Baretts und Bäffchen**

Ill. Kataloge. Billigste Preise. Reelle Bedienung.

Honig garantiert chemisch rein, empfehle in 10-Pfd.-Posteimern **franko** gegen M. 6,—, Nachnahme oder Voreinsendung.

Zahllose Empfehlungen!

H. Gieseking, Bremen 405-D.W.

Hyacinthen- prächtig bunter

Huck's Hyacinthen-Catalog an jeden Hyacinth.-Interessenten gratis u. franco!

Gleichzeitig empf. für Töpfe: 10 Hyac. allererster Qual. i. 10 Prachtsort. zu 3 Mk., 25 St. i. 25 Prachtsort. 9 Mk. Hyac. für Gläser: 10 St. i. 10 d. schönst. Sort. 4 Mk., 20 St. i. 20 Sort. 9 Mk. (Feine Salon-Hyacinth.-Gläser 10 St. 5 Mk. incl. Porto u. Emballage.)

Ferner: Hyacinthen ohne Namen, nur Prima Qual., 10 St. i. 6 Farben Mk. 2,— f. Töpfe, f. Gläser Mk. 2.50. Kultur-Anleitung gratis.

Friedr. Huck, Erfurt 17!

Hyac. jetzt pflanzen! Telegr.-Adr. wie oben!

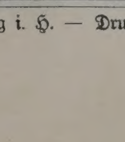
Pianinos, Harmoniums,

von M 400.— an. von M 80.— an.

Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Gr. illust. Katalog gratis-franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in Giessen 162.



Kunst-Anstalt für Kirchenschmuck

von **Dr. C. Ernst,** Berlin W., Kronenstr. 24.

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Taufsteine, Kirchenfenster, Altargemälde etc.), **Paramente** (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche etc.) stilvoll und gediegen zu mässigen Preisen. **Hostien** das Tausend Mk. 1.50. — **Ornate.**

Reichhaltiges Musterlager zur gefälligen Besichtigung.

Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Carl Marquart in Leipzig